Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechsundzwanzigster Jahrgang

Nr. 23 — Marburg i. H., den 6. Juni — **1912**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Zerstreute Gedanken über das Leiden und den Tod — Sulze oder Dörries? Offener Brief an Herrn Geh. Sanitätsrat Dr. Brennecke — Die Kongo-Reform vor dem deutschen Reichstag und vor dem englischen Unterhaus — Kindheits- und Jugenderinnerungen eines französischen Kompagniechefs und thüringer Ziegenhirten. Schluß — Vom Evangelisch-sozialen Kongreß. Erstes Stück — Verschiedenes: Völkerfriede (Nithack-Stahn); Napoleon auf Sankt Helena (Lowe); David Livingstone (März); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Zerstreute Gedanken über das Leiden und den Trost

Die folgenden Gedanken hat ein junger, hochbegabter Mathematiker, der durch ein Lungenleiden aus der akademischen Laufbahn herausgerissen wurde, für eine Leidensgenossin aufgezeichnet. Bald darauf ist er nach siebenjähriger Krankheit seinem Leiden erlegen.

Es will uns manchmal wie eine Schwachheit vorkommen, uns trösten zu lassen, oder uns selbst zu trösten. Wir meinen, es sei der Würde des Menschen angemessener, keines Trostes zu bedürfen, und das Leben in seiner unverhüllten Härte zu tragen. Und doch können wir nicht leben, ohne zu leiden, und nicht leiden ohne Trost. Die heroische Anstrengung, mit der wir den Trost abweisen, ist selbst ein Trost.

* * *

Wir suchen meistens den Trost darin, daß wir die widrige Gegenwart zu vergessen suchen und uns mit freundlichen Bildern und Gedanken erfüllen. Doch können die freundlichen Bilder sich in der Gegenwart nur behaupten, wenn ihnen Realität zukommt. Wir müssen sie für wahr halten. Da sie nun in der Gegenwart nicht wahr sein können, so glauben wir an ihre Wahrheit in der Zukunft; oder auch in der Vergangenheit. Denn nicht nur schöne Hoffnungen, auch schöne Erinnerungen sind tröstlich, und auch die Erinnerung ist eine Sache des Glaubens.

* * *

Man kann sagen: Arbeit tröstet, weil sie vergessen läßt. Und auch: Vergangenheit tröstet, weil sie arbeiten läßt. Denn wir können nicht arbeiten, ehe wir vergessen, und können nicht vergessen, ehe wir abgelenkt und beschäftigt sind. Doch ist ein großer Unterschied, ob wir die Zeit, in der wir vergessen, mit Arbeit ausfüllen oder nur mit Ablenkung. Denn in der Arbeit haben wir den Wert des Lebens wieder erkennen lernen und können ihn nachher gegen das Leiden in Rechnung setzen. Darum wird durch die Arbeit das Leiden dauernd vermindert, durch das Vergessen nur für eine Zeit aufgehoben.

* * *

Ist das Leben ein Strom und das Leiden ein Damm, der den Strom aufhält, so zeigt der Trost ein neues Bett, in dem der Strom seinen Lauf fortsetzen kann. Im neuen Bette kann er reicher und freudiger, aber auch matter und trüber fließen als im alten. So gibt es mancherlei Trost; und je nach dem Troste, mit dem wir dem Leiden begegnen, wird unser Leben durch das Leiden vertieft werden oder verflachen. Denn der neue Wille und Wert, zu dem das Leiden zwingt, kann ein edlerer, aber auch ein gemeinerer als der alte sein.

Die Sehnsucht gibt uns eine Vorstellung davon, wie das Leiden das Gemüt vertieft. Der unerfüllte Wunsch, der die Sehnsucht erzeugt, zieht alle verwandten Willensregungen zu sich heran, und was wir in Wirklichkeit nie zusammen genießen könnten, drängt sich jetzt, in der Sehnsucht, zu einer großen Empfindung zusammen. So ist es, wenn wir eine liebliche Landschaft betrachten und vorahnend alle Freuden genießen, die uns in ihr erwarten: Hier durch das Wäldchen zu wandeln, dort am Bache zu ruhen, hier den Hügel zu ersteigen, dort durch die Felder zu streifen. Wie nüchtern ist dieser gedrängten Empfindung gegenüber das Vergnügen, das wir tatsächlich empfinden, wenn wir eins nach dem andern nun auch ausführen. Auch ein kleiner Bach, der zurückgestaut wird, bekommt Kraft und Tiefe.

* * *

Aus der Sehnsucht entsteht das Kunstwerk. Nicht als ob der Künstler, der Wirklichkeit überdrüssig, sich in die Phantasie flüchte. Auf diese Art entsteht nur Phantasterei. Sondern, wenn in der Sehnsucht das ganze Gemüt auf einen Punkt gesammelt ist und zugleich seine ganze Kraft, zurückgehalten, bereit steht, dann vermag der Künstler den Inhalt des Gemüts zu einer Idee zu vereinigen, und dieser Idee Ausdruck zu verschaffen im Kunstwerk. Der Wille, der sein ursprüngliches Ziel nicht erreichen konnte, wurde zur Sehnsucht und fand von da aus ein neues Ziel, nämlich das künstlerische Schaffen. Das ist sein Trost. Und zwar ein Trost, der nicht nur das Leiden mindert, sondern zugleich die Quelle einer höheren Freude ist. Denn die unausschöpfliche Tiefe der Empfindung, die die Sehnsucht begleitet, begleitet auch das Kunstwerk.

* * *

Wir haben die seltsame Fähigkeit, uns vom Leiden dadurch zu befreien, daß wir die Aufmerksamkeit vom Gemüt hinweg auf den Intellekt richten. Das Leiden ist Sache des Gemüts, und der Intellekt ist leidenlos. Nun werden wir ganz zu beobachtendem Intellekt und betrachten den Zustand des Gemüts gleichsam als fremde Erscheinung: eine Spaltung des Bewußtseins, die ohne unser Zutun bei hohem Fieber eintritt, als ein Trost, den sich die Natur selbst bereitet. Dies ist aber mehr als ein Flüchten in das leidenlose Gebiet des Intellekts; oder, es kann doch mehr sein. Der Wille, aus dem Gebiete unsrer individuellen Interessen, das heißt aber aus dem Gebiete des Gemüts, durch das Leiden vertrieben, betätigt sich in dem überindividuellen Gebiete der Erkenntnis und holt hier neue Befriedigung und neue Kraft. Das ist der philosophische Trost.

* * *

Das Leiden ist immer Sache des Individuums. Ein Trost ist es daher, seine Individualität zu vergessen in der Selbst-

verleugnung. So ist jede Selbstverleugnung tröstlich, auch dann, wenn sie nur anderen Individuen zu gute kommt oder gar zwecklos ist, wie in der Askese, da sie Vergessen bringt. Doch ist die Vergessenheit allein nur ein schwacher Trost. Wenn aber die Selbstverleugnung im Dienste einer Sache geschieht oder im Dienste eines überindividuellen Wertes, sei es Pflicht oder Liebe oder Wahrheit, so gewinnt der Wille Wertvolleres wieder für das, was er dahingegeben. Dies ist der praktische Trost.

* * *

Je größer der Trost ist, den die Selbstverleugnung im Dienste einer Sache uns bereitet, desto größer ist auch das Leiden, das aus der Einsicht in die persönliche Unzulänglichkeit zu diesem Dienste entspringt. Für kein Leiden ist schwerer ein Trost zu finden als dafür, daß wir nichts leisten können. Wodurch diese Unfähigkeit, zu leisten, verursacht ist, ist hier gleichgültig. Ob sie von körperlicher oder geistiger Schwäche sich herschreibt, von intellektuellen oder moralischen Mängeln: es ist das gleiche Leid der Wertlosigkeit der persönlichen Existenz. Dagegen gibt es nur zwei Wege. Der eine ist negativ und ist die vielgenannte Verneinung des Willens zum Leben: Alles ist Trug und Unwirklichkeit. Nicht zu sein ist besser als zu sein. Wozu sich grämen über ein wertloses Leben, wenn alles Leben und Dasein, auch das beste, nur wertloser Schein ist? — Das ist der traurige Trost der vollständigen Resignation.

Der andre Trost ist positiv und ist der religiöse. Ein geheimnisvoller Vorgang: In der Erkenntnis der Einheit Gottes mit den Menschen finden wir gegen den eigenen Unwert Trost im göttlichen Werte. Hier sagt das Christentum, daß wir von Gottes Gnade gerechtfertigt werden.

* * *

Beim Leiden ist es nicht der augenblickliche Zustand, der uns drückt und uns nach Trost verlangen läßt. Wir können viele und große Widrigkeiten ertragen, wenn wir wissen, daß sie vorübergehend sind. Und schon ein leichtes Unbehagen, dem wir ernste Bedeutung zuschreiben, kann uns niederdrücken. Ist es aber die traurige Aussicht in die Zukunft, die wir so schwer empfinden? Gleichsam als empfänden wir im Augenblick die Summe alles künftigen, auch nur möglichen Leidens? Zum Teil mag es daran liegen. Aber doch erklärt diese Vorwegnahme künftigen Leids nicht ganz unsre Trostbedürftigkeit. Denn die vernünftige Ueberlegung sagt uns, daß, was jetzt erträglich ist, auch künftig erträglich sein wird.

Die tiefe Niedergeschlagenheit, die im Rückblick auf jahrelange Krankheit und im Hinblick auf kommende, den vergangenen gleiche Jahre auftritt, hat ihren Grund nicht in der Furcht vor dem Leiden. Seltsam, wie diese Niedergeschlagenheit dem vernünftigen Zureden zugänglich ist: „Ist es denn nicht bisher leidlich gegangen? Hast du nicht trotzdem Schönes erlebt? War es denn so unerträglich? Wird es denn weniger erträglich sein? Also, wovor fürchtest du dich?“ Gewissermaßen verblüfft von diesen einleuchtenden Sätzen, geben wir alles zu. Doch die Vernunft hat uns dabei nur überrumpelt und an der Sache vorbeigeredet, und unser Gefühl, blind und unerfahren, ließ sich für den Augenblick zum Schweigen bringen. Bis es doch wieder aufsteht, schwer, dunkel, unfaßbar und doch so wirklich: das Gefühl von der Wertlosigkeit des Lebens.

* * *

„Das Leben ist wertlos.“ Das ist leicht zu sagen und zu denken, aber schrecklich zu fühlen. Ob es je Einer ganz gefühlt hat und weiter lebte? Ich glaube nicht. Diesen Gedanken bringt das Leiden dem Gefühl nahe. Wir ahnen, bald mehr, bald weniger dunkel, das Gräßliche dieses Gedankens und ahnen die Verzweiflung, den Tod der Seele, der schlimmer ist als der des Leibes. Rettung vor dieser Verzweiflung, das ist der Trost.

* * *

Wir wollen Etwas nicht deshalb, weil es für uns Wert hat, sondern es hat Wert, weil wir es wollen. Das Traurige am Leiden ist nicht, daß es uns am Handeln hindert, sondern daß es den Willen hemmt. Denn der Wille erlahmt bei der Unmöglichkeit des Handelns. Wo aber kein Wille ist, da ist auch kein Wert. Was leben wir dann, wenn das Leben seinen Wert verloren hat?

* * *

Leben ist Tätigkeit. Der Wille ist das Prinzip der Tätigkeit und damit das Prinzip des Lebens. Wo der Wille erlischt, da erlischt das Leben, und es hat ein Bewußtsein dieses Erlöschens: die Verzweiflung. Wenn das Leiden den Willen lähmt, so muß der Trost den Willen wieder wecken. Es ist gleich, ob wir sagen: Der Trost muß den Willen wecken, oder: er muß einen Wert des Lebens nachweisen, der vom Leiden unberührt geblieben ist. Denn einen Wert können wir nur verstehen, wenn ein Wille in uns erwacht, der ihn als Wert anerkennt.

* * *

Dahin müßten wir es bringen, daß wir frei von Furcht und Hoffnung zu leben vermögen, daß wir aber nicht nötig haben, in der Zukunft unsern Trost zu suchen, noch gegen die Zukunft. Denn dann nur hat das Leben wahren Wert, wenn es ihn in jedem Augenblick hat und nicht die eine Zeit von der andern borgen muß. So nur behaupten wir die Souveränität über das Leben. Die Frage ist freilich, ob diese Souveränität möglich ist. Gibt es einen Willen und damit einen Wert, der absolut ist, dem kein Leiden etwas anhaben kann? Einen solchen Willen nennt die Religion den göttlichen Willen. Wenn aber unser Wille auch Gottes Wille ist, so ist der Wert unseres Lebens ein absoluter. „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde.“

* * *

Ueber das eigene Leben und Leiden zu grübeln, ist unfruchtbar, wenn es ohne Religion geschieht. Die Religion sucht das Ewige im Zeitlichen oder das Absolute im Beschränkten. So stellt sie unserm persönlichen Wohl und Wehe den absoluten Wert gegenüber und lehrt uns so den einzig wahren Trost finden; jedoch nicht mit dem Intellekt als Erkenntnis, sondern mit dem Willen als Glauben. Denn Trost ist immer Sache des Willens.

* * *

Das Christentum kennt als höchsten Trost die Erlösung. Von was aber erlöst werden soll, das ist die individuelle Unzulänglichkeit und Beschränktheit als die Quelle alles Leidens. Das Christentum weiß, daß das Leiden notwendig ist, daß es nicht äußere unglückliche Verhältnisse sind, aus denen es folgt, sondern daß die menschliche Natur das Leiden notwendig nach sich zieht. Denn die menschliche Natur ist in sich schon widerspruchsvoll: sie ist mit der Erbsünde behaftet. Es ist ein Zeichen geringen Verständnisses für die Tiefe des Christentums, wenn man den Gedanken der Erbsünde bemängeln will. Denn das religiös Bedeutsamste liegt in diesem Gedanken: daß das Leben von vornherein ein Kampf ist mit der Unvollkommenheit, und daß in diesem Kampf der Einzelne nicht allein steht, sondern daß er Erfolg und Niederlage mit der Gesamtheit trägt und tragen muß. Die Siegeszuversicht in diesem Kampfe, das ist die Erlösungshoffnung des Christen.

* * *

Ich glaube nicht, daß es möglich ist, ohne Bitterkeit über das Leiden nachzudenken, wenn man an einen allmächtigen Gott glaubt. Warum aber sollte Gott allmächtig sein? Warum sollte nicht die Unvollkommenheit der Welt ein Zeichen sein der Unvollkommenheit Gottes? Und der Kampf der Menschheit um Vervollkommnung begleitet sein von einem gleichen Kampfe Gottes? Daß also Gott nicht nur einmal Mensch geworden ist und gelitten hat um der Erlösung der Menschen willen, sondern daß er immer noch Mensch ist und leidet, um der Menschen und seiner eignen Erlösung willen.

* * *

Nicht um die Menschen zu prüfen, hat Gott sie in die Welt gestellt, und nicht aus Laune hat er ihnen seinen Willen vorgeschrieben; sondern sein Wille, vollkommen zu werden, ist ihm selbst durch die Notwendigkeit aufgedrängt, und zu Mitkämpfern in seinem Kampfe ruft er die Menschen auf. — Das sind Mythologien. Doch um das Ueberindividuelle darzustellen, das im Individuum wirksam ist, das in ihm will und befiehlt, gleichsam fremd und doch sein eigenstes, um das eindringlich darzustellen, haben die Menschen von jeher Mythologien erdichtet.

* * *

Religion ist so sehr der letzte und höchste Trost, daß darin gerade ihr Wesen besteht. Jedes Leiden verneint den Wert des Daseins. Da aber das Leiden notwendig ist, so drängt uns die Erfahrung des Lebens notwendig dazu, seinen Wert zu verneinen. Der Versuch, entgegen dem Zeugnis der Erfahrung den Wert des Lebens und Daseins zu behaupten, ist die Religion.

Sulze oder Dörries?

Offener Brief an Herrn Geh. Sanitätsrat Dr. Brennecke

Sehr geehrter Herr Dr. Brennecke!

Ihr Artikel in Nr. 20 f. hat mich lebhaftest interessiert. Gestatten Sie mir, ich bitte, als Zeichen des Dankes für die Anregung, die Sie mir gegeben, zugleich meine Abweichung von Ihrer Anschauung so deutlich und offen, wie ich kann, zum Ausdruck zu bringen.

Gleich auf Sp. 466 unten habe ich mein Fragezeichen gemacht zu Ihrer Bestimmung des Zieles: „eine starke, sich in lebendigen Gemeinden bewährende evangelische Kirche erblühen zu sehen" . . . Warum kann es nicht Gottes Wille sein, daß, wie ich Ihnen ganz beistimme, „auf dem allein zuverläſsigen Grunde der Gottes- und Nächstenliebe" ein starkes, sich in den natürlichen Ordnungen des Staates, der Familie, der bürgerlichen Gemeinde, der privaten Wohltätigkeitsvereine, bewährendes Christentum in unserem Volke erblühe? Dies ist die eigentlich einzige, aber recht greifbare Abweichung von Ihnen. Denn in vielen anderen Dingen sind wir ganz Einer Ansicht.

Recht gebe ich Ihnen z. B. darin, daß (Sp. 469 Mitte) es durchaus katholisch, oder, wie Sie sagen, unevangelisch ist, „sich gehorsam in die Lehren der Kirche zu fügen, und ihre Bekenntnisse sich zu eigen zu machen". Also in etwas legen doch auch Sie Wert darauf, daß bei uns evangelische Eigenart und evangelische Selbständigkeit des Gewissens den Kirchenlehren gegenüber gewahrt und gepflegt werde. Aber gehört solche Selbständigkeit den Bekenntnissen gegenüber nicht doch auch zu der in den reformatorischen Bekenntnissen bezeugten evangelisch-freien Frömmigkeit?

Recht gebe ich Ihnen auch hinsichtlich des Abschnittes (Sp. 470 ziemlich unten), „daß der wahre christliche Glaube die Liebe zu den Menschen sei, die allein aus der Liebe zu Gott, bezw. aus dem Vertrauen auf die Liebe Gottes zu uns in Christo entspringt."

Also in dem, was wahres, echtes, evangelisches Christentum ist, sind wir ganz einig.

Daraus folgt auch Einigkeit mit Ihnen darüber, daß (Sp. 468 Mitte) „ein himmelweiter Unterschied zwischen Kirchentum und Christentum, oder zwischen empirischer und ideeller Gemeinde" besteht.

Aber nun tritt die Differenz zwischen Ihnen und mir zu Tage. Sie sehen es als ein Ideal an, diesen Unterschied zu beseitigen, Sie wollen der Kirche die Aufgabe geben, „daß Sie es verstehe, dem Christentum in den Gemeinden lebendigen Ausdruck zu geben." (Sp. 470 unten.) Hiergegen betone ich mit Dörries,*) daß das Christentum seinen lebendigen Ausdruck gerade außerhalb der Kirche als solcher, gerade in den sogenannten profanen Gemeinschaften und Kreisen finden soll, in Staat, Familie, Schule, bürgerlicher Gesellschaft und bürgerlicher Gemeinde, in Reichstag und Kaserne und in allen möglichen Vereinen. Nichts will ich wissen von „kirchlichen Parallelorganisationen" neben den natürlich-geschichtlichen Institutionen zur Armenpflege und Liebestätigkeit.

Gewiß „schreit", wie Sie mit Recht hervorheben (Sp. 471 Mitte) „diese große [entfremdete] Masse nach Liebeserfahrung". Aber hätte sie wirklich „ein Recht dazu, der Kirche Scheinwesen vorzuwerfen", sobald nun wirklich „die Liebespredigt" der Kirche in die Liebestat der christlichen Menschheit innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft umgesetzt würde? Liebeserfahrung muß der entfremdeten Masse zu Teil werden, darin sind wir einig. Aber diese Liebeserfahrung braucht doch nicht an die Kirche und an die kirchlichen Gemeinden als solche gebunden zu sein. Die der christlichen Predigt notwendig entsprechende Liebeserweisung soll unter christlich gesinnten Menschen innerhalb der natürlich-bürgerlichen Gemeinschaften ausgeübt werden.

Dieses mein Ideal stelle ich dem Ihrigen entgegen. Sie sind traurig, daß Ihr Ideal bisher noch so gar weit von seiner Verwirklichung entfernt sei. Auch ich bilde mir durchaus nicht ein, daß von meinem Ideal schon sehr viel erfüllt sei. Aber daß schon Anfänge zur Verwirklichung meines Ideals vorliegen, bestätigen Sie selbst in einer für mich recht erfreulichen Weise:

> Es hat zu keiner Zeit an wahren Christen gefehlt. . . . Zahllose kommunale und private Wohlfahrtseinrichtungen unserer Zeit, die sich unabhängig von und außerhalb der Kirche durchsetzen, sind ein Ausfluß christlichen Lebens, und fast scheint es, als wolle der Strom gemeinschaftbildenden Lebens und christlicher Liebestätigkeit, seines Ursprunges unbewußt (?), immer stärker neben als in der Kirche fluten (Sp. 471 oben).

Das sind goldene, für mich wahrhaft herzerquickende, echt evangelisch-lutherische Worte von Ihnen, für die ich Ihnen von Herzen dankbar bin. Nur wünsche ich, daß der Strom christlicher Liebestätigkeit immer stärker neben der Kirche flute. Eine Kirche, in der er allein oder normalerweise fluten solle, kenne ich nicht! Sie sagen (Sp. 471 zwischen Mitte und unten):

> jede in christlichem Sinne, d. h. im Geiste der Liebe, auf Hebung der sittlichen Kräfte und des gesamten Volkswohles gerichtete Arbeit, wie sie bisher meist außerhalb der kirchlichen Gemeinde und unabhängig von ihr von der kommunalen Armenverwaltung, von der Inneren Mission und von zahllosen privaten Vereinen betrieben wird, muß als eine selbstverständliche Aufgabe und Ehrenpflicht der organisierten kirchlichen Gemeinde erfaßt werden?!

Gewiß kann, wie Sie mit Recht sagen, „nur in gemeinsamer Arbeit Gemeinschaftsbewußtsein geweckt und wach erhalten werden". Aber dürfen und können nicht die bürgerlichen Organisationen die Faktoren und Quellen des Gemeinschaftsbewußtseins sein?

Ihr Urteil stammt geschichtlich von einer ebenso römisch-katholischen wie reformiert-calvinistischen Ueberschätzung der Kirche und kirchlichen Gemeinde, und Unterschätzung der natürlich-geschichtlichen Gemeinschaften her. Darum könnte es natürlich dennoch richtig sein. Aber bisher scheint mir das hier spezifisch lutherische Urteil richtiger und moderner zu sein.

Uhlhorn sieht gerade hier einen wesentlichen Unterschied zwischen den christlichen Konfessionen. Er sagt (Die christliche Liebestätigkeit, Band 3, S. 480):

> Katholisch ist es, die Armenpflege prinzipiell für die Kirche in Anspruch zu nehmen und dem Staat bloß die Aufgabe zuzuweisen, für diese kirchliche Armenpflege Hilfsdienste zu tun da, wo die kirchliche Tätigkeit nicht ausreicht; reformiert ist es, Staat und Kirche so zu scheiden, daß sie beide eine von verschiedenem Geiste getragene Armenpflege treiben; dem lutherischen Charakter dagegen entspricht es, dem Staate die Armenpflege zu überlassen, aber diese Armenpflege, wie den ganzen Staat, mit christlichem Geiste zu durchdringen, und ihn in Lösung dieser Aufgabe durch freie Liebestätigkeit zu unterstützen.

*) Dörries hielt auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß zu Braunschweig 1901 einen vielbemerkten Vortrag über die soziale Pflicht der Kirchgemeinden, Sulzesche Forderungen stark ablehnend. So erklärt sich die Ueberschrift obigen Artikels. Vgl. Christliche Welt 1901 Nr. 24 den Bericht über Braunschweig und 1902 Nr. 17 Sulzes Antwort auf Dörries. Der Streit ist alt und geht tief. Daß er doch praktisch weniger bedeutet als theoretisch-prinzipiell, wird der Schluß dieses offenen Briefes zeigen. R

Ganz ähnlich führt Kattenbusch Folgendes aus (Die Kirchen und Sekten des Christentums in der Gegenwart, Religionsgeschichtliche Volksbücher, IV 11/12 S. 81 f.):

Aber nun ist das Charakteristische, daß für Luther die Begriffe Kirche und Kultus-Gemeinde sich nicht mehr einfach decken, wie im orientalischen oder römischen Katholizismus. Vielmehr bedeutet für ihn der Gedanke einer christlichen kultischen Organisation nur eine Seite der Kirche. Ist begrifflich die Kirche für ihn das Gottesvolk in dem oben entwickelten freien innerlichen Sinne, die im „Geiste", im „Herren" sich verbunden wissende Gemeinde der „Heiligen", oder der „Gläubigen", die Gemeinde aller derer, die sich im Vertrauen auf Gottes Gnade zum Himmel rechnen, aber freilich auch sich sittlich verpflichtet wissen und begierig sind, Liebe zu betätigen, so stellt sie sich ihm auf Erden dar in der Vielheit natürlich bedingter „Stände", die alle von Glaube und Liebe innerlich erfüllt sein können und nur verschiedene „Berufe" haben. Der Hausstand (die Familie), die Obrigkeit (der Staat), was immer in dieser naturhaft von Gott geschaffenen, noch nicht „himmlischen", in der Sünde vollends verderbten Welt eine „Ordnung ist, die innerlich religiös-sittlich gestaltet, durch Glaube und Liebe der Personen, die darin wirken, „erneut" werden kann, das wird ihm zu einer Form der „Kirche". Vielleicht ist es am kürzesten klar zu machen, wie er denkt, wenn man sagt, Familie, Staat, Kultusanstalt seien ihm „Provinzen" der Kirche, lauter auf einander angewiesene, religiös-sittlich gleichwertige Organisationen im Leben des Gottesvolkes auf Erden. Keine dieser Provinzen hat vor den anderen ein besonderes christliches Gepräge, sie alle sind „heilig", soweit und weil „Heilige", d. i. „Gläubige" sich darin organisiert haben.

Man muß sich den Protestantismus, wie er aus der Reformation hervorging, vergegenwärtigen als eine allgemeine Gesellschaftsform, zu der eine besondere evangelische Kultusgemeinde nur eben mitgehörte.

Entsprechend diesen übereinstimmenden Urteilen von Uhlhorn und Kattenbusch führt auch Niebergall aus, daß man dem Wesen evangelischer Auffassung nicht gerecht werde, wenn man die Leistungen der katholischen und der evangelischen „Kirche" mit einander vergleiche. Denn die gesamte Betätigung des katholischen Christentums in Glauben und Liebe erschöpfe sich in den Leistungen der organisierten „Kirche", während die gesamte Betätigung des evangelischen Christentums in Glauben und Liebe sich keineswegs, ja, nur zum allerwenigsten Teile, in den Leistungen der organisierten evangelischen Kirche erschöpfe, sondern vorwiegend in den natürlichen Ordnungen des Staatslebens, der bürgerlichen Gesellschaft, der Familie, der einzelnen Stände, der Wissenschaft und der Schule ihr Feld habe.

So müsse man also mit den Leistungen der katholischen „Kirche" die Leistungen des gesamten, (gerade auch außerkirchlichen) protestantischen „Geisteslebens" vergleichen.*)

Auch der leider zu früh uns entrissene Eilbecker Pastor D. von Ruckteschell hat in einem Vortrage den Unterschied zwischen reformierter und lutherischer Liebestätigkeit dahin charakterisiert, daß in den reformierten Gebieten im Anschluß an Calvin schon früh eine Armenpflege und Liebestätigkeit der besondern organisierten Kirchen-Gemeinden stattgefunden habe, während in den lutherischen Gegenden die staatliche Obrigkeit auf Anregung der Reformatoren hin eine Armenkasse eingerichtet habe. — Allerdings bevorzugte von Ruckteschell die reformierte Methode, weil auch dieser bewußt lutherische Theologe in der Liebestätigkeit der gesonderten kirchlichen Gemeinde nach reformiertem Muster das Ideal sah. Aber unter Ablehnung seines Urteiles darüber, welches das Bessere sei, muß ich doch seine rein objektive Darstellung des Unterschiedes als geschichtlich richtig anerkennen. Dann bewegt sich zweifellos Richard Rothe auf lutherischer Bahn, wenn er als den eigentlichen Spielraum für die Betätigung christlicher Gesinnung und Liebe nicht etwa die Kirche oder eine Vielheit kirchlicher Gemeinden ansieht, sondern den Staat und die bürgerliche Gesellschaft, und wenn er darauf hofft, daß die Kirche einmal in dem Staat aufgehen werde.

Wenn auch vielleicht bis zu dieser Hoffnung Luthers Grundsätze nicht führen, so soll doch für Luther die evangelische organisierte Kirche und kirchliche Einzelgemeinde sich darauf beschränken, ein Rechts-Organismus zur regelmäßigen Veranstaltung des evangelischen Kultus, in dessen Mittelpunkt die evangelische Predigt steht, zu sein.

Die durch die Predigt wills Gott im Hörer angeregten religiös-sittlichen Antriebe zur Liebestätigkeit sollen aber das Feld solcher Betätigung nicht in der Kultusgemeinde, sondern in den natürlich-irdischen Ordnungen des Staates und der Familie suchen und finden.

*) Niebergall und H. Riecherts Handbuch für den evangelischen Religionsunterricht erwachsener Schüler, S. 233.

Die „ideelle Gemeinde" oder die „Christenheit" ist das durch Gottes Geist innerlich berufene „Volk Gottes", das in den Provinzen der bürgerlich-staatlichen Organisationen sein Christentum betätigen soll, während dieses Volk Gottes, weil der Zahl nach nur Gott bekannt, niemals als solches gesondert organisiert werden kann.

Jede Organisation einer kirchlichen Gemeinde muß eben notwendig, weil juristischer Art, ihre Gemeindekörperschaften „nach Schema F" wählen lassen: das kann niemals anders sein. Aber in solche Körperschaften werden dann eben sowohl als Pastoren wie auch als Laien stets viele improbi et mali hineinkommen. Darin ist die dauernde Notwendigkeit und Unvermeidlichkeit des himmelweiten Unterschiedes von Kirchentum und Christentum, von empirischer und ideeller Gemeinde begründet. — Das Christentum in seiner ideellen Gemeinde des heiligen Volkes Gottes als die wahre Kirche des Glaubens übt und erweist die Menschenliebe nach Gottes Willen stets innerhalb aller menschlichen Organisationen. Die empirische Kirche aber gibt immer nur Raum und Möglichkeit für glaubenschaffende Geistespredigt, durch welche einzelne Menschen zu Gliedern der ideellen Gemeinde umgeschaffen werden können, die dann im bürgerlich-weltlichen Gemeinwesen ihre aus dem Glauben an Christus erwachsene Liebe betätigen sollen. — „Lebendige Gemeinden" sind also weiter nichts, als äußere Kirchengemeinden, innerhalb deren durch die Predigt eine unbestimmte Anzahl von einzelnen Personen durch Gottes Geist angetrieben werden, in Staat, Familie und bürgerlicher Gemeinschaft ꝛc. lebendige und christliche Liebe zu üben.

Niemals können ja ganze Gemeinden, als äußerlich rechtliche Organisationen, in allen ihren einzelnen Gliedern „lebendig" sein, d. h. vom Leben christlichen Glaubens und christlicher Liebe erfüllt sein. Träger lebendigen Glaubens und lebendiger Liebe können ja immer nur einzelne Persönlichkeiten innerhalb der äußeren Kirchen-Gemeinde sein. Diese Träger lebendiger Liebe lassen sich aber niemals allein mit Ausschluß vieler bloßer Namenchristen in eine besondere Organisation hineinbringen, weil die lebendige Liebe etwas durchaus Unsichtbares ist, deren wirkliche Träger nur Gott, der Herzenskundige, kennt. So ist die „ideelle Gemeinde" immer nur für den Glauben nach Zahl und Personen unbestimmbar innerhalb der empirischen Gemeinde vorhanden, so ist das Christentum immer nur für den Glauben innerhalb des Kirchentums vorhanden, deckt sich aber an Umfang, an Zahl seiner Träger, niemals mit den äußeren Bekennern des Kirchentums. Bei jeder Organisation aber, die nur Menschen einrichten können, die nur sehen, „was vor Augen ist", müssen sämtliche Bekenner des äußeren Kirchentums gleicherweise „nach Schema F" berücksichtigt werden nach Verfassungs-Bestimmungen, die stets einen äußerlich-rechtlichen Charakter tragen. Die wirklich in Glauben und Liebe lebendigen Glieder einer ideellen Gemeinde werden aber diese ihre Liebe in ihrem ganzen Leben betätigen, gerade auch im Beruf ꝛc.

Eine „Kirchengemeinde" wird also auf Erden, weil ihr stets viele tote Glieder und bloße Namenchristen beigemischt sind und bleiben werden, niemals in höherem Grade irgendwie Ausdruck und Organ des wahrhaft christlichen Geistes sein, als eine rein weltlich-bürgerliche Gemeinde.

Auf Grund dieser von unseren Reformatoren klar erkannten Tatsache fällt aber jeder begründete Anlaß fort, das wahre „Christentum" irgendwie besonders im „Kirchentum" finden zu wollen, oder einer kirchlichen Gemeinde als solcher die besondere Aufgabe geben zu wollen, der Welt den Erweis christlicher Liebesbetätigung zu geben. Hier bestreite ich überhaupt das Daseinsrecht von besonderen Aufgaben einer zu organisierenden kirchlichen Gemeinde als solcher. Den Kampf gegen Lieblosigkeit, Unsittlichkeit, Sünde und Not sollen die wahren Christen, von Gottes Liebesgeist getrieben, in ihrem ganzen Leben immer neu aufnehmen und immer siegreicher durchführen. Eine kirchlich organisierte Gemeinde hat bei solchem Kampfe keine größere Verheißung auf Erfolg und Sieg als jede „profane" oder staatliche Einrichtung und Organisation.

Den Kirchengemeinden als solchen gebe ich daher keine andere Aufgabe, als die Möglichkeit der rechten christlichen Liebes- und Wortverkündigung rechtlich zu organisieren. Nicht etwa, die Wirklichkeit solcher Predigt zu verbürgen. Denn bei unbegrenzter Lehrfreiheit, die mit rechtlichen Mitteln niemals irgendwie beschränkt werden kann auf evangelischem Boden, kann weiter nichts rechtlich organisiert werden als die Möglichkeit der Predigt des rechten christlichen Sinnes, soweit solche Prediger vorhanden sind, welche den rechten christlichen Geist verkünden wollen und können. — Auch Sie selbst wollen ja, daß solche Lehre und Predigt in der Christenheit noch immerfort den Menschen in die Seele und zunächst in die Ohren dringen möge, wenn Sie selbst schreiben (Sp. 470, unten):

> Das ist die Lehre, aus der alle anderen Lehren entspringen müssen, das ist die einfache Botschaft, die der ganzen Welt gepredigt werden kann.

Um solche Predigt zu vollziehen, und aus solchem „Samenkorn" das ganze Christentum in Liebestaten, die sich in anderen als kirchlichen Gemeinschaften auswirken sollen, erwachsen zu lassen, dazu allein sehe ich unser „Kirchentum" bestimmt und verpflichtet, ohne zu entscheiden, ob nicht auch diese Aufgabe der Staat oder ein Verein künftig einmal dem Kirchentum abnehmen könnte. Doch scheint mir diese Aufgabe allerdings das offizielle Landeskirchentum, wegen der in ihm gepflegten größeren Duldung von Lehrverschiedenheiten, mit mehr Glück leisten zu können als ein Staat oder ein Verein, der stets mehr versucht sein wird, nur eine vorgeschriebene Lehre gewaltsam durchzusetzen.

Gegen diesen ganzen von Dörries und Andern und auch von mir vertretenen grundsätzlich lutherischen Standpunkt hat man verschiedene Einwendungen erhoben.

Man hat gesagt, dieser Standpunkt sei nur so lange durchführbar gewesen, als die staatlich-weltlichen Gemeinschaften ebenso wie die Kirchgemeinden konfessionell ungemischt gewesen seien. So lange also der alte Grundsatz Cujus regio, ejus religio noch gegolten habe. Heute aber, wo jede bürgerliche Organisation aus Bekennern der verschiedensten Religionen besteht, müsse das Christentum wieder rein christliche, müsse das evangelische Christentum wieder rein evangelische Organisationen als Organe des Taterweises der von ihm gepredigten Liebe sich schaffen, und das seien eben die nach S u l z e s Idee organisierten Kirchengemeinden als solche.

Hiergegen sage ich: „Rein christlich" und „rein evangelisch" sind diese Kirchengemeinden doch nur, sofern darin keine Bekenner anderer Konfessionen und Religionen Raum haben, aber nicht rein christlich und rein evangelisch sind sie, sofern stets viele nur „Schein-Christen" und „Schein-Evangelische" darin Raum finden und stets Raum finden müssen, wie ich gezeigt habe.

Ob nun die immer doch nur relativ wenig zahlreichen Bekenner anderer Religionen und Konfessionen der Betätigung christlichen Liebes-Geistes mehr Hindernisse entgegensetzen oder auf sie lähmender wirken werden, als die bloßen Scheinglieder der eigenen Konfession, ist doch mehr als fraglich. Außerdem aber ist ja gerade in religiös und konfessionell gemischten Gemeinschaften das beste Feld für die sieghaft erobernde Kraft christlicher Liebesgrundsätze gegeben. Sie selbst schreiben von der christlichen Religion so schön und so durchaus wahr (Sp. 470 unten):

> Das ist die Religion, die alle anderen Religionen, auch die des Mohammed und des Buddha besiegen wird, — und warum? weil Liebe jedes, auch das starre Menschenherz gewinnt!

Dann wird solche Liebe, betätigt von wahren Christen in weltlichen, immerhin religiös gemischten, staatlichen und bürgerlichen Organisationen sich auch sieghaft durchsetzen. So wird, allen Bedenken zum Trotz, auch in solchen staatlichen und bürgerlichen Einrichtungen, dennoch Ihr schönes Wort sich bewahrheiten (Sp. 471, oben):

> Fast scheint es, als wolle der Strom gemeinschaftbildenden Lebens und christlicher Liebestätigkeit, seines Ursprungs unbewußt, immer stärker neben als in der Kirche fluten.

Was schadet es denn, wenn in den sogenannten „profanen" Gemeinschaften auch Juden oder Monisten sich an der christlichen Liebestätigkeit beteiligen, auch wenn sie nicht wissen, woher solche Liebe kommt?

So scheint also dieser erste Einwand gegen meinen Standpunkt, gegen mein Ideal, hinfällig zu sein.

Man hat ferner gesagt, die christliche Liebe und Barmherzigkeit werde dadurch ihres schönsten Wesens beraubt, daß man sie in das naturgemäß gesetzliche Wesen des Staates und des öffentlichen Rechtes eingliedere. Damit höre ihre eigentliche Freiwilligkeit auf. Die staatliche Hülfe und Unterstützung sei gesetzlich geordnet, sie könne jeder Arme fordern, sogar einklagen, sie sei sein gutes Recht. Wo aber das Gebiet des Rechtes anfange, höre das Gebiet der christlichen Liebe und Barmherzigkeit auf. Daher sei und bleibe das gegebene Feld der christlichen Liebe die organisierte religiöse, kirchliche Gemeinde, und nicht der Staat mit seiner Armenpflege. So behalte doch der Standpunkt Recht, den Uhlhorn als den reformierten bezeichne, daß nämlich Kirche und Staat eine von verschiedenem Geiste getragene Armenpflege treiben sollten. Der Staat gebe, rechtlich gezwungen, nur so viel, daß Niemand verhungere, die kirchliche Gemeinde aber strebe aus christlicher Barmherzigkeit dahin, daß es Niemandem erschwert werde, ein friedvolles Gotteskind zu sein.

Aber diese Unterscheidung ist praktisch undurchführbar. Zuerst ist es pädagogisch und seelsorgerlich sehr schädlich, wenn zwei verschiedene Organisationen sich der gleichen armen Familie annehmen. Das darf nur ausnahmsweise einmal geschehen. Außerdem muß der Staat oder die Stadt alles, was sonst gegeben wird, wissen und in billiger Weise berücksichtigen. Er selbst also wird dann seine Gaben verringern.

Außerdem aber schließt nach Kant das „legale" Handeln das wahrhaft „moralische" Handeln keineswegs aus. Gewiß wird jeder Bürger staatlich und rechtlich gezwungen, seine Steuern zu zahlen. Aber diese gleiche Steuerzahlung wird der wahrhaft christliche Bürger zugleich aus dem höchsten Motive der sittlichen Freiheit leisten. Die christliche Liebe soll uns ja gerade auch für alles, was das Recht von uns fordert, die höchsten und reinsten Motive in die Seele geben. — Ferner aber wird jede Liebe und Barmherzigkeit gegen die Armen vom höchsten sittlichen Gesichtspunkt des Christentums doch nur als meine einfache Pflicht, daher als ein Recht des Armen gelten, das man von mir zu fordern hat. Nur wird es im höchsten Interesse des Empfängers liegen, daß er selbst dadurch sich nicht um den inneren Segen der Dankbarkeit bringe, sondern daß er auch die höchsten Motive des Gebers, nämlich Liebe und Barmherzigkeit und Güte, auf sein Gemüt wirken lasse, und sich ihrer freue.

Weiterhin aber sind bei allen staatlichen Rechtsvorschriften hinsichtlich der Armenpflege die Maschen so weit, daß darin alle Einzel-Entscheidungen der persönlichen Freiheit und der persönlichen Liebe und Barmherzigkeit überlassen sind: daß staatliche Hilfe überhaupt eintrete, mag „gefordert" werden können, wird aber meistens doch „erbeten". Welche staatliche Hilfe eintritt, ist stets ein Entschluß der Liebe und Barmherzigkeit. Als „Wohltat" gilt auch stets jede staatliche Hilfe, weil der Empfänger niemals gezwungen ist, sie anzunehmen — nach dem Grundsatz beneficia non obtruduntur.

Zunehmend wird die staatliche Fürsorge zur Linderung und zur Verhütung aller Not von dem christlichen Verantwortungsgefühl und von der christlichen Bruderliebe mehr geleitet und erfüllt. Das Gewissen des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft für die Not der Mitmenschen und für die Hilfspflicht der Gesellschaft wird gerade durch das Evangelium und durch Jesus Christus, sowie durch die bahnbrechende Liebesarbeit einzelner seiner wahren Jünger und freier christlicher Vereine fort und fort mehr geschärft, geweckt, geläutert und gebildet. So bleibt doch das Ziel bestehen, daß das ganze öffentliche Leben in allen seinen Gesetzesvorschriften ebensowohl wie in seinen freiwilligen Betätigungen und Entscheidungen der einzelnen Persönlichkeit mehr und mehr wahrhaft christianisiert werde, d. h. daß im öffentlichen Leben die wahre, die ideelle, nicht organisierte, Christenheit ihre Liebesgesinnung immer mehr zur Anerkennung und Betätigung bringe.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß ich hier nur die prinzipiellen Ziele und Ideale, die sich mir als richtig ergeben haben, dargelegt habe. Vorläufig ist auch nach meiner Ueberzeugung das Eingreifen einer kirchlichen Gemeindepflege häufig ganz unentbehrlich, und ich selbst arbeite in dieser eifrig und mit Freuden, so lange die staatliche Armenpflege und die sonstige Vereinstätigkeit der bürgerlichen Gesellschaft noch so viele Lücken in der Hilfsleistung zeigt, welche bisher am besten die kirchliche Gemeindepflege ausfüllen kann. Vielleicht werden auch solche Lücken sich immer neu zeigen; und vielleicht mag in der vorläufigen Beseitigung solcher Lücken die kirchliche Gemeindepflege noch auf lange Zeit eine notwendige Aufgabe erkennen und erfüllen. Aber das Ziel, das mir vorschwebt, daß nämlich auch die Aufgabe, diese Lücken aufzuspüren und auszufüllen, als Ziel der weltlich-bürgerlichen Gesellschaft anerkannt und in die Hand genommen werde auf Grund zunehmender Erziehung zu christlichem Liebesgeiste, und daß die organisierte Kirchengemeinde immer mehr vorläufig nur Predigt- und Kultusgemeinde bleibe: dieses Ziel ist doch ein wesentlich anderes, als des Ihre. Sie wollen eine Kirche, die in „lebendigen organisierten Gemeinden" die nötige Erziehungsarbeit an unserm Volke leiste. Für diese Erziehungsarbeit im Sinne christlicher Sittlichkeit und Liebe erscheint mir der Staat und die bürgerliche Gesellschaft das gottgewollte Subjekt zu sein, sofern der Staat immer mehr die Gesamt-Organisation der vom Christentum beeinflußten Menschheit eines Volkes ist, neben der eine besondere kirchliche Organisation prinzipiell nach lutherischen Grundsätzen keinen Raum und kein Recht hat.

Auf verschiedenen Wegen erstreben und erhoffen wir aber doch letzlich das Gleiche, nämlich „Dein Reich komme; dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden."

Mit nochmaliger Versicherung der aufrichtigsten Hochachtung und Verehrung verbleibe ich

Ihr sehr ergebener Arnold Köster

Die Kongo-Reform vor dem deutschen Reichstag und vor dem englischen Unterhaus

1. Mehr und mehr erregt sich endlich auch in Deutschland die öffentliche Meinung wegen der immer noch im belgischen Kongo bestehenden, die Handelsfreiheit hindernden Konzessionsgesellschaften, zumal da in neuester Zeit, als eben die Zusage freien Handels in der Kolonie sich erfüllen sollte, Belgien noch einer großen englischen Firma Lever Brothers (Sunlight) eine der tiefst eingreifenden und für die Eingebornen besonders bedrohlichen Konzessionen vergeben hat: mit dem Monopol des Oelpalmenertrages in den besten Palmenregionen der Kolonie für 33 Jahre.

Namentlich unter Bezugnahme auf letzteres Vorkommnis hat in der Sitzung des deutschen Reichstages vom 1. Mai 1912 der Abgeordnete Dr. Müller-Meiningen an die Regierung die Anfrage gerichtet, was sie gegenüber den fortgesetzten Verletzungen der Kongo-Akte seitens der belgischen und auch der französischen Regierung zu tun gedenke.

In der Sitzung vom 18. Mai hat dann Dr. Müller seine Anfrage näher ausgeführt: er verwies auf die, durch die deutsche Kongoliga, durch den Unterzeichneten, durch die Verhandlungen in der belgischen Kammer vom 1. Februar, durch den Bericht von M. Violette an die französische Kammer genugsam nachgewiesene Tatsache, daß die Handelsfreiheit auch gegenwärtig noch nicht besteht, und legte den Vertrag zwischen Belgien und Lever Brothers vor, dessen Artikel 8 und 10 besonders gravierend sind. Er verlangte (unter dem Beifall der Linken) vor allem im Interesse der neuen Kolonie Neukamerun, aber auch im allgemeinen Interesse der Handelsfreiheit und der Menschlichkeit, die Regierung möge dafür sorgen, daß die Signatarmächte des Berliner Vertrages für dessen strikte Aufrechterhaltung eintreten, und daß eventuell die deutsche Reichsregierung die Einberufung einer neuen Kongo-Konferenz in Anregung bringe.

Staatssekretär v. Kiderlen-Wächter gab in seiner Erwiderung zu, es sei ja eine bekannte Tatsache, daß die frühere rein persönliche Verwaltung des belgischen Kongo Manches getan habe, was gegen die internationale Akte verstieß. Seitdem aber Belgien als Staat den Kongo übernommen habe, sei bedeutende Besserung eingetreten; die Schwierigkeit für die belgische Regierung, die man anerkennen müsse, sei, daß sie vielfach auf Konzessionen stoße, die rechtswidrig sind und sich mit der Kongo-Akte nicht vereinigen lassen. Es ist aber schwer: eine Regierung kann nicht von heute auf morgen Rechtsvorgänge, die sie vielleicht auch zu Unrecht getan hat, einfach bei Seite schieben. Die belgische Regierung habe sich bisher alle Mühe gegeben, auf gütlichem Wege die Konzessionen aufzuheben, und es ist bereits bei dem größten Teil der Gesellschaften gelungen; man ist auf dem besten Wege, es weiter zu tun, und gerade in England, wo man ja der belgischen Kolonialregierung sehr feindlich gegenübersteht, habe sich jetzt ein viel milderer Ton gezeigt. Was uns betrifft, so haben wir bisher uns zuwartend verhalten, weil wir sagten: es ist gerecht und richtig, der belgischen Regierung Zeit zur Besserung der Zustände zu lassen. Wir warten daher ab, beobachten natürlich die einzelnen Fälle, und speziell da, wo deutschen Rechten Eintrag geschieht, machen wir Vorstellungen in Brüssel.

Dr. Müller machte in seiner Entgegnung den Staatssekretär nochmals darauf aufmerksam, daß alle die Rechtsverletzungen, von denen er sprach, erst in der letzten Zeit vorgekommen sind, daß die Mitteilungen fast alle auf englische Quellen zurückzuführen sind, und daß der Lenker der auswärtigen Politik Englands E. Grey am 17. Januar 1912 der englischen Kongoliga mitteilte, es werde bei der englischen Regierung auf Sympathien stoßen, wenn von irgend einer Seite die Anregung zur Einberufung einer neuen Kongo-Konferenz erfolge. Allerdings: was wir der belgischen Regierung vorwerfen müssen wegen der unseligen Konzessionen, dem sind wir auch mit unsern Konzessionen in Neu-Kamerun verfallen; den gleichen Fehler hat die deutsche Regierung auch dort gemacht, indem sie Konzessionen mit hinüber genommen hat. — Die Konzession an Lever ist erst im Jahr 1911 vergeben worden. Darnach sind 750000 Hektar, das beste Land, an diese große englische Firma vergeben worden; sie sind also herausgeschält worden aus dem Gebiet, dem in der dritten Zone jetzt die Handelsfreiheit gewährt werden sollte. Das ist unzweifelhaft eine Durchbrechung der Kongo-Akte. Man möge also nicht durch dilatorische und diplomatische Erklärungen um den Kernpunkt herum gehen, daß belgische Organe auch 1911 noch die Kongo-Akte einfach über den Haufen werfen.

So viel aus den Reichstagsverhandlungen.

Zu den Aeußerungen des Staatssekretärs möchte der Unterzeichnete sich die Bemerkung gestatten, daß dessen Ansicht, Widerhandlungen gegen die Kongo-Akte fallen dem früheren persönlichen Regiment zur Last, und der Staat Belgien sei bestrebt, die Konzessionswirtschaft auszumerzen, den Tatsachen nur sehr teilweise entspricht. Dr. Müller hat gezeigt, daß die große Konzession Lever eine Leistung der heutigen Kolonialregierung darstellt und der königlichen Zusicherung vom März 1910, daß auf 1. Juli 1912 der Kongo dem Freihandel offen stehen werde, in schroffster Art entgegentritt. Und dann bestehen, außer den sechs Domanial-Reserven, immer noch ebensoviele Konzessionen mit ihren Monopolen auf altem Fuße fort, namentlich die größte und so zu sagen allmächtige Société des Grands Lacs, welcher erst kürzlich bei Gelegenheit einer Modifikation ihrer Konzessionsbedingungen eine ganz bedeutende Gebietserweiterung zugestanden wurde. Belgien hat sich also, statt auf 1. Juli 1912 die Kolonie für den Freihandel zu öffnen, die Gebiete und Konzessionen vorbehalten, welche ihm am besten passen, und hat dazu die Lever-Konzession auch noch unter Dach gebracht.

2. Nun aber hat man sich auch im englischen Parlament um die Interpellation im deutschen Reichstag bekümmert.

Im Unterhaus hat am 9. Mai Mr. Wedgwood, Mitglied für Newcastle — under Lyme, Min. den Staatssekretär E. Grey gefragt, ob er wisse, daß im deutschen Reichs-

tag am 1. Mai die Lever-Konzession als eine Verletzung der Kongo-Akte bezeichnet wurde; ob die englische Regierung mit dieser Anklage einig gehe, und ob die Rechte andrer britischer Kaufleute durch diese Konzession auch verletzt seien.

E. Grey antwortete, er habe noch keinen vollständigen Bericht von dieser Debatte im Reichstag gesehen. Er glaube nicht, daß diese Konzession eine Verletzung der Berliner Akte bilde, wie dies von einem privaten Reichstagsmitgliede behauptet wurde, auch habe er von keinem britischen Untertanen irgend welche Vorstellungen dieserhalb erhalten.

Mr. Wedgwood fragte weiter, ob der Staatssekretär wisse, daß Lever Brothers sich das ausschließliche Recht zum Sammeln von Palmkernen über ein Gebiet von 14 Millionen Acres sicherten; ob dies nicht andre Handelsleute: deutsche und britische, am Sammeln oder am Ankauf aus den Händen der Eingebornen daselbst hindere, und also einen Einbruch in den Kongo-Vertrag darstelle?

Darauf erwiderte E. Grey, er kenne die Ausdehnung des Landes nicht, welches Lever Brothers gepachtet haben, aber im Prinzip könne man nicht sagen, daß eine solche pachtweise Ueberlassung eine Verletzung der Berliner Akte bilde, sonst würde diese Akte die Entwickelung sowohl im Interesse des Handels als der Eingebornen hindern.

Aber mit diesen Allgemeinheiten gab sich Mr. Wedgwood nicht zufrieden. Er insistierte: Weiß der sehr ehrenwerte Gentleman, daß die Eingebornen diese Palmkerne für Nahrung, Getränk, Kleidung, Heilmittel und allen übrigen Bedarf brauchen, und daß diese Konzession auf Naturprodukte greift und somit die Eingebornen ihrer Rechte auf diese Naturerzeugnisse durch solche Pachtungen verlustig gehen?

E. Grey: Jedenfalls verleihen auch wir solche Pachten in unsern eigenen Kolonien.

Mr. Wedgwood: Aber nicht wie diese.

E. Grey: Es ist eine Frage des Grades. Nach den bisherigen Berichten wurde mir gesagt, die Konzession Lever sei keine solche, gegen die wir als gegen eine Verletzung der Kongo-Akte Einspruch erheben können.

Mr. Wedgwood: Sicherlich weiß der sehr ehrenwerte Gentleman, daß Konzessionen wie diese in irgend einer britischen Kolonie unmöglich wären.

Eine Antwort von Sir E. Grey erfolgte nicht.

Unter den Gründen, mit denen E. Grey die Interpellation abzulehnen versuchte, fällt dessen Behauptung auf, daß die Beurteilung solcher Konzessionen von dem Grade ihrer Ausdehnung abhänge. War der Staatssekretär dieser — gewiß richtigen — Ansicht, so hätte er mindestens, ehe er die Konzession Lever als eine zuläßige verteidigte, sich über ihre Ausdehnung genau unterrichten müssen, eine überaus leichte Sache, da in den belgischen Annales parlementaires der Vertrag zwischen Renkin und Lever Brothers längst (Oktober 1911) publiziert vorliegt. Weshalb geschah das nicht? Es ist zweifellos, daß an Hand der einzelnen Bestimmungen des Vertrages auch Sir E. Grey unbedingt dem Interpellanten hätte Recht geben müssen

So bedauerlich es nun ist, daß der deutsche wie der englische Staatssekretär das Eingehen auf diese neueste belgische Mißachtung des Kongo-Vertrages ablehnten, so begrüßen wir doch die Aussprache in den Parlamenten über die unhaltbaren Zustände im Kongo als ein Zeichen, daß wir uns nicht mehr gänzlich im Stadium der stumpfen Gleichgültigkeit gegenüber den Leiden Afrikas befinden. H Christ-Socin

---

Kindheits- und Jugenderinnerungen eines französischen Kompagniechefs und thüringer Ziegenhirten

Ihm selber abgelauscht und nacherzählt

4

Ein letztes Mal gings nach Halle. In Halle sollte sichs entscheiden, was ich werden sollte. Etliche gingen nach Magdeburg als Schuhmacher. Ich kam ins Waisenhaus und sollte Gärtner werden. Ich hatte eine erbärmliche Schlafstelle. Mit Baum und Weidenholz war der Raum hergestellt. Er war nicht einmal gedielt. Das Bett war erbärmlich. Als der erste Schnee kam, war ich ganz eingeschneit. Ich konnte wegen des Schnees gar nicht vor. Da ich nun so fror, bekam ich schlimmes Heimweh. Es war Markttag, ich mußte die Sachen hinfahren.

Ich packte zusammen und brannte durch nach Hause. Den Weg wußte ich ja. Aber bei uns lag der Schnee noch tiefer. Die Mutter fragte mich: „Was hast du gemacht?“ „Ich halts vor Heimweh nicht aus, ich habe nicht satt zu essen und muß verfrieren.“

Keine acht Tage. Wer kommt? Von Steinbach-Hallenberg ein Schornsteinfegergeselle. Mein Pate Kaspar Werner und mein Vormund, der Schneidermeister, der in der Fingersgasse in Mauersbergs Hause wohnte, die werden gefragt, ob ich Schornsteinfeger werden dürfe. Der Geselle sagte: „Ich brauche dich nicht, ich habe in Salzungen auf Schornsteinfeger und Tüncher gelernt, aber mein Meister Rommel will einen Lehrling haben.“

Ich packe gleich auf und besorge meine Papiere. Es geht gleich nach Steinbach, wo wir übernachten. „Warte, Kleiner, morgen früh gehts nach Salzungen.“ Bahn gabs damals dort noch nicht. Wir laufen nach Wernshausen und dann den Grund hinauf. Herr Rommel freute sich, daß sein Geselle einen Lehrling geschafft hatte. Ich gefiel ihm: „Paß auf, du scheinst tüchtig zu sein! Du sollst es gut haben.“

Der Geselle arbeitete auf den Dörfern. Ich mußte mit zum Sattler, der mir eine lederne Hose und Jacke anmaß. Auch eine Kapuze bekam ich. Eisen hatte er selber. In einem Tage stand ich schon als Schornsteinfeger da; aber das Zeug war noch neu und nicht schwarz. Vormittag mußte ich Holz hacken. Dann gabs zu essen. Mein Meister zog sich auch an. Hinein in den großen Gasthof in Salzungen. Es ging drei Stock hoch in den geräumten Kamin. Der Meister erklärte mir, wie ich die Kniee auseinandersetzen müßte, die Ferse herüber und hinüber, daß ich sitzen konnte, und die Ellenbogen einsetzen. Eins, zwei: mit einem Arm einsetzen und mit dem Bein herauf. So gings im Kreuz den viereckigen Schornstein hoch. Als ich den dritten Schlot bestieg, wußte der Meister garnicht, was er sagen sollte; so gut konnte ichs schon. Am Anfang war er immer noch nachgeklettert, und ich mußte ihm auf die Schulter treten, daß ich höher kam, damit ich nicht stürzte. Nun blieb er schon ein Meter von mir entfernt, wenn ich hochrutschte. Ich machte es wie ein Wiesel. Schließlich ging er garnicht mehr mit hinauf. Ich habe bald oben zum Schornstein hinausgeschaut.

„Jetzt hast du deine Sache gut gemacht, fahre nur so fort,“ sagt der Meister zu mir. Ich fuhr dann im Viereck mit dem Besen herum, daß der Ruß herunterfiel.

Im vierten Schlot war der Meister noch mit dabei, aber es ging bei mir wieder fixer. Beim fünften brauchte er schon garnicht dabei zu sein.

Nun wurde Feierabend gemacht. Wir waren beide schwarz. Die Magd mußte zwei Kannen mit warmem Wasser bringen. Ich zog mich aus, der Meister sich aber auch. Jeder in die Kanne hinein. Der Meister wusch mich hinten zuerst, vorn konnte ichs selber tun. Große Handtücher machten uns trocken, nachdem ich auch den Meister gewaschen hatte. Zivilkleider lagen schon daneben. Wir zogen uns an und sahen uns in den Spiegel. Ich war wieder wie ein Graf.

Der Meister hatte eine hübsche Familie. Alle Abende mußte ich zehn Paar Fußwerk putzen. Eine Woche tats so gut. Sonnabend kam der Geselle vom Lande. Der Meister sagt zu ihm: „Na, Valentin, das ist ein tüchtiger Junge, den du da gebracht hast! Ich habe ihn schon ausgebildet. Den kannst du mitnehmen, er ist dir eine Hülfe!“

Montag früh legen wir unsre Paradekleider wieder an, nehmen unsre Pantoffeln. Ueber Land brauchten wir auch Holzschuh. Im Schnee ging ich barfuß im ganzen Winter und habe nicht gefroren. Strümpfe hatte ich nicht. Es war Gesetz: Frühmorgens gabs garnichts zu essen; bloß ein Schnäpschen für drei Pfennig wurde nüchtern getrunken. Im Winter fingen wir morgens um acht Uhr an. Mittags aber gabs vielerlei

Fleisch. Da wurde gegessen, was in die Haut hinein wollte. Frühstück und Vesper wurden markiert. Abends gingen wir in die Wirtschaft zum Nachtquartier, nachdem wir Wurst, soviel wir wollten, gegessen hatten. Dazu Bier. Gut speisen mußte man, daß man Dauer hatte. In Betten aber haben wir nicht geschlafen, sondern auf der Stubenbrücke in den Schornsteinfegerkleidern. Wir hatten Strohkissen und krochen in unsre Säcke. Der Sack war unser Bett. Als ichs gewohnt war, habe ich so ganz fein geschlafen.

Als der erste Monat herum war, da war ich schon ein ganz gewichster Kerl. Der Geselle, der etwa 22 Jahre alt war, aber auch.

Da hatten wir einmal in Naunbach bei Salzungen zu fegen. Abends saß der ganze Tisch voll Bauern. Einer der Bauern hatte auch eine Schlächterei. Da ziehen sie ihn auf: „Wenn mal bei dir gemaust wird?!" „Bei mir darf keiner hinein; mein Hund macht alles klein, und überall ist zugeschlossen." Der Geselle sagt: „Ich möchte mit Ihnen wetten, noch heut wird bei Ihnen gemaust." Da tritt der Geselle mal aus. Zwischen der Schenke und dem Bauernhause ist ein kleiner Winkel. Valentin sagt zu mir: „Kaspar, du kletterst herauf und holst die größte Wurst; dem wollen wir mal einen Jux machen." „Wie soll ich aber hinein?" „Siehst, du machst dein Tempo, gehst aufs Dach hinüber, zum Schlot hinein und ebenso wieder hierher zurück." Das war ganz leicht ausgeführt. Und ich hatte wirklich eine mächtige Wurst erwischt, die größte.

Ein Bauer mußte nun zu dem Bestohlenen sprechen: „Hannes Jörg (oder wie er hieß), du, deine größte Wurst ist gemaust!" „Bei mir kann keiner herein." „Doch", lügt der Andere, „ich komme draußen her; ich habe gesehen, wie einer aus der Haustür herausgesprungen ist und eine Wurst in der Hand hatte. Wer es war, weiß ich aber nicht." Es wird schließlich um ein Fäßle Bier gewettet, das der geben müsse, der Unrecht hätte. — Die Bauern gehen also mit hinüber. Der Bemauste macht die Tür auf, leuchtet hinein. Richtig, die Wurst fehlt. Und grade die größte! Wer hat das getan? Das geht nicht richtig zu! Oder war sie zu schwer, daß sie heruntergefallen ist?

Es waren nun auch lustige junge Männer. „Komm mit," spricht einer, „Kamerad, es wird sich schon finden und herauskommen." Jetzt wird in die Küche gerufen: „Frau Wirtin, bringt einmal seine Wurst, daß er sie sehen kann." Da wird sie auf einer Schüssel gebracht. „Wahrlich, das ist sie!" Die Wurst wurde verzehrt, und sein Fäßle Bier wurde der kluge Bauer auch los. Wir hatten einen richtigen Abend. Es wurde nicht gesagt, wers gewesen war.

In jener Gegend wurde viel Tabak gebaut, der auf den Böden getrocknet zu werden pflegte. Nach ein paar Tagen kommen wir auf ein Gut. Es war Winter. Der Geselle sagt zu mir: „Du gehst hinüber und fegst, und ich bleibe im Wohnhause." Ich steige also in den Schornstein hinein. Auf einmal sehe ich, wie da alles mit Tabak zum Trocknen behängt ist. Da fing es an heiß zu werden, und die Tür war schon ganz glühend. Mein Tabak beginnt auch schon zu brennen. Eins, zwei, drei. „Knecht, ein paar Eimer Wasser." Ich nehme den Eimer, hinauf auf dem Dach Luft gemacht. Die Leine mache ich naß. Schwupp, die Leine hinten nach. Das knitterte und knatterte nur so. Und doch fing es wieder an zu brennen. Besen und Kugel werden wieder naß gemacht. Da der Tabak überall an den Dächern herumhing, hätte es ein großes Feuer geben können, wenn ich nicht so fix gewesen wäre. Ueber sieben Jahre war der Schornstein nicht ausgebrannt. Ein Heidenfeuer war herausgeschlagen. Aber wir sind glücklich des Feuers Herr geworden, brachten das Ziegeldach wieder zurecht und brachten den Tabak fort. Acht Botten voll Ruß habe ich herausgebracht.

Der Herr des Hauses war verreist gewesen und kam jetzt heim. Als er erfuhr, was geschehen war, und die ganze Wirtschaft sah, meinte er: „Du hast mich errettet. Wie viele Tausende Mark hätte es gekostet, wenn mein Gehöft abgebrannt wäre!" Die ganze Sache war so schnell vor sich gegangen, daß der Geselle garnichts weis geworden war; denn Spektakel hatten wir auch nicht dabei gemacht. „Mein Sohn", sagte der Herr, hier hast du zwei preußische Taler als Trinkgeld. „Kauf dir etwas oder spar dirs." Der Geselle wollte das Geld haben. Da ichs ihm nicht gab, wurde er schlecht. Ich sagte es zu Hause dem Meister, der meinte, das hätte ich recht gemacht, und fegt den Gesellen, der das Geld nicht verdient hatte, ab.

Ueber drei Monate war ich Schornsteinfeger. Da sollten wir gegen Frühjahr die Salzsalinen fegen. Wenn die Pfannen ausgelaufen waren, bildete sich eine Säule, die weggebracht werden mußte. Ich besorgte die kleine Pfanne; den großen Schlot, wie wir sagten: den großen Stein der Andere. Draußen hatte ich die rote Fahne an der Stange angebracht. Ich stieg den Stein hinauf. Als ich bald oben war, stürzte ich herunter. Das Wetter hatte die Eisen, auf denen man wie auf einer Leiter kletterte, locker gemacht.

Ich konnte nicht schreien, als ich unten lag, aber tot war ich auch nicht. Es war mir, als wenn alles in mir zusammengestaucht wäre. Das heruntergefallene Eisen lag unter mir, dem ich nachgestürzt war.

Der Geselle sucht und sucht mich, ich aber komme nicht. Und die Fahne am Hause weicht und wankt nicht. Er läuft herum um die Fabrik und ruft mich. Ich höre ihn auch rufen, konnte aber vor Schreck und Ohnmacht keine Antwort geben. Endlich sagt er sich: die Fahne ist doch da; so muß ich in den Schornstein und ihn suchen. Denn es war nun schon Feierabend. Als er hineinkriechen will, da spürt er mich, packt mich und zerrt mich hinaus. Ich stürze aber sogleich zusammen. Ich konnte nicht stehen bleiben, sondern sank gleich wieder.

Der Geselle ging sogleich in die Fabrik und meldete den Fall an. Da wurde aus der Fabrik, in der immer mal etwas vorkam, sofort ein Krankenkorb gebracht, und ich werde darin ins Krankenhaus geschafft.

Es dauert nicht lange, kommt mein Meister auch: „Junge, was hast du gemacht?" Er kuckt grade hinaus. Der Doktor legte mich auf eine Maschine und hat an mir gezogen. Vorher war ich natürlich vom Krankenwärter im Bade gewaschen. Ich kam ins Bett und wurde von der Krankenschwester eingerieben. Ich schlief gut, hatte auch keine Schmerzen; nur wars, als wenn ich die Sprache verloren hätte. So habe ich über einen Monat im Spital gelegen.

Meine Mutter war inzwischen auch benachrichtigt. Die kam angerannt und sagte: „Du darfst nicht Schornsteinfeger bleiben und werden. Dazu habe ich dich nicht unter meinem Herzen getragen, daß du dir in diesem Berufe Hals und Beine brechen sollst." Ich hatte nun schon Krücken und konnte schon wieder ein bischen sprechen. Erst nach zwei Monaten war ich ganz geheilt, konnte klettern und war frisch wie eine Lerche.

Die Mutter aber kam wieder und nahm mich mit nach Hause. Ich sagte zu ihr: „Laßt mich hier; Ihr verderbt mir mein Glück! Bei uns herum gibts keinen Schornsteinfeger. Die paar Jahre werden vergehen. Dann bin ich der Schornsteinfeger im ganzen Suhler Kreise. Ich lerne hier auch noch die Tüncherei. Das ist eine schöne Profession, dabei Geld verdient wird." Ich hatte auch Recht. Ich läge hier nicht so arm und elend, wenn meine Mutter mich dort gelassen hätte. Aber meine Mutter schleppte mich mit der Gewalt fort. Auch der Meister sagte: „So laßt ihn doch hier, wenn er gerne da bleiben will. Im Sommer wird nicht gefegt. Sonntags halte ich nun selber Zeichenstunde ab." Er war Maurermeister und hatte alle Maurer- und Tüncherlehrlinge zu unterrichten. Damals mußte man noch selber malen, Tapeten waren noch nicht so Mode. Ich weinte wie ein kleines Kind. Mädchen und Junge vom Meister sagten auch zu mir: „Lieber Kaspar, bleibe bei uns! Wir sehnen uns sonst zu Tode." Half alles nichts: die Mutter nahm mich mit nach Hause.

5

In Benshausen — ich war nun fünfzehn Jahre alt — war ich Bursche bei Hannes Keiner aus der unteren Mühle. Ich fütterte und drosch. Da kommt ein Meister von Seeberg bei Gotha und sucht sich für seine Schmiede einen Lehrjungen. Im goldenen Hirsch fragt er, ob kein Junge für ihn da sei.

Hannes sagte: „Der Kaspar will was lernen, stark ist er auch." Ich hatte es ja bei meinem Vetter gut, wenn ich auch tüchtig arbeiten mußte. „Willst du Schmied werden? Profession ist und bleibt doch Profession. Das kann dein Glück werden. Du kannst dann vielleicht mal von einem Schmied eine Witwe oder eine Tochter nehmen und dich in eine Schmiede hereinheiraten, wenn du gut gefällst."

Ich fuhr in die Stube hinein. Der Schmiedemeister — Heinrich Trautvetter hieß er — sieht mich an und meint: „Der Junge ist mir recht. Er hat starke Knochen. Willst du?" „Ja." „Wo wohnst du? Hast du noch einen Vater?" Mein Vormund und Pate warens auch zufrieden. Und die Mutter gabs auch zu, weil man dabei nichts zu riskieren hätte und sich nicht den Hals brechen könnte.

Ich also mit nach Seeberg. Ich lerne feste weg. Der Meister konnte mich gut brauchen. Zwei Jahre war ich schon da. Alle Jahre war dort Schützenfest wie bei uns Kirmes. Mein Meister war immer Schützenkönig. Ich hatte bei ihm das Schießen auch schon gelernt. Drei Tage vom Schützenfeste waren vorbei. Der Meister gibt Auftrag, meine Meisterin und ich sollten Kartoffeln häufeln.

Da ist das Karussell entzwei gegangen, wo wir uns das Leben schön machten. Pfanne und Zapfen waren herausgesprungen. In kurzer Zeit hatte ich dadurch, daß ich das Karussell ganz gemacht hatte, dem Meister, während er soff, vier Taler verdient. Feder und Reißbügel hatte ich ausrepariert. Es ging ganz hurtig. Passendes Zeug war dagewesen. Bei der groben Arbeit schlug der Karussellmann mit drauf.

Jetzt kommt mein Herr besoffen wie ein Stier: „Da tritt er beim Schraubstock und soll Kartoffelhäufeln gehen." Ich verteidigte mich: „Ich hatte noch vorher etwas zu tun" und zeigte ihm alles, was ich aufgeschrieben hatte von der Karussellreparatur. Davon aber wollte er garnichts sehen und schrie: „Du Kujon, willst du auch noch Gesetz machen?" und schlug mit der Hacke mächtig auf mich los. Der Hackenstiel fuhr in Stücke.

Zum Glück kommt mein Nachbar, ein kräftiger Steinhauer, zum Mittagmachen grade nach Hause. Mein Meister pocht immer noch auf mich und macht, daß mein Blut geronnen kam. Der Steinhauer aber war ein fester Klopper und riß dem Meister die Hacke aus der Hand: „Du bist ja ein Mörder! So ein armer Junge!"

Ich konnte vor Schreck nicht mal mehr schreien. Ich legte mich ein paar Stunden in die Scheune, verkroch mich dort, bloß daß ich den Hund nicht vor die Augen bekam. Die Meisterin, die von ihrem Manne auch immer viel Hiebe bekam, weinte auch sehr. Wir gingen nun um drei Uhr rum hinaus, um Kartoffeln zu häufeln. Aber ich konnte vor Schmerzen nicht arbeiten, die Meisterin aber auch nicht. Da haben wir uns zusammen ausgeweint. Sie hielt mich in ihrem Arm. Da sie auch vom Mann so schlecht behandelt wurde, schimpfte sie auf ihn: „Der Schweinehund, der Saufwanst. Wenn dich der Kuckuck geholt hätte! Daß ich solchen Kerl gekriegt!" — wie die Weiber so sprechen.

Abends gingen wir nach Hause. Es war Fütterzeit. Er war wieder in die Saufbude fortgegangen.

Es mochte neun Uhr sein. Es geht mir so im Kopf herum. Da packe ich auch schon auf und reiße aus. Nach Hause! Da war ich beim Schmied meines Lebens noch viel weniger sicher als beim Schornsteinfeger. Ich gehe über Wechmar, Schwabhausen, Ohrdruf, Oberhof, Leimete nach Benshausen die ganze Nacht hindurch, sodaß ich beim frühen Gottesmorgen sechs Uhr schon daheim bin. Zwei Jahre war ich dort gewesen, hatte also noch ein Jahr zu lernen.

Die Mutter war erstaunt: „Was hast du gemacht?" Sie war auch öfters bei meinen Meistersleuten gewesen, hatte dort mitgeholfen. Meine Meisterin war zu ihr immer sehr gut gewesen und hatte ihr den Korb beim Nachhausegehen stets richtig voll gemacht. Nun, wenn man zehn Schweine hat, ein Rind und hundert Hühner, dann gibts Fleisch und Eier. Sonntags gabs immer noch extra Fleisch. Damals hatte ich mehr Fleisch als jetzt Brot! Ich erzählte meiner Mutter nun, wie mich der Meister behandelt hatte. Ich war von der Hiebe noch blau und rot, wiewohl ich ein starker Kerl war. Meine Mutter weinte wie ein kleines Kind, als sie mich sah.

Was nun? Es war der zweite Tag nach meiner Heimkehr. Ich war wieder bei Vetter Hannes beschäftigt. Da kommt mein Trautvetter wieder und will mich holen. Aber Mutter und Vormund halten ihm vor: „Haben wir im Kontrakt ausgemacht, daß du den Jungen so mißhandeln sollst — auf Tod und Leben! Denn wäre der Nachbar nicht dazu gekommen, wärst du sein Mörder geworden! Er wäre weg, und die Mutter hätte keine Stütze für ihr Alter an ihm." Auch ich bleibe dabei, daß ich nicht wieder zu ihm gehe. Er aber gibt die besten guten Worte und bittet um Verzeihung. „Ich lerne mein Jahr bei einem anderen aus und dann komme ich zum Militär. Ihr könnt mir geben, was Ihr wollt!" Er aber: „Ich lege keine Hand wieder an dich; ich will verdammt sein, wenn ich dir wieder Hiebe gebe. Ich sehe jetzt, was für Dienste du mir getan. Du hast mir viel gemacht, und ich habe großes Unrecht an dir getan!" Ich aber: „Ihr wäret bald mein Mörder geworden. Was gäbt Ihr mir, wenn ich gestorben wäre?" Er brachte es schließlich doch so weit, daß ich noch mal mitging.

Da war Schützenfest in Mühlberg, das eine Stunde von Seeberg entfernt ist. Der Schützenwirt von Mühlberg hatte erfahren, daß ich schlecht behandelt war. Mein Seeberger Meister und der Großkettbacher Schmiedemeister schossen in derselben Gesellschaft auf dem gleichen Fest. Ich hatte für meinen Meister sein Gewehr mit nach Mühlberg herübertragen müssen. Da nimmt mich der Rettbacher Schmied auf die Seite und spricht zu mir: „Du gefällst mir. Du bist ein guter Schmied. Ich lerne dich aus, du brauchst kein Lehrgeld zu zahlen, machst dein Gesellenstück, und ich mache dich zu einem richtigen Kerl. Alle Sonntage bekommst du 50 Pfennige Biergeld. Und wenn du die Kegelbahn streust, hast du jeden Sonntag noch drei Maß einfaches Bier außerdem." Das einfache Bier damals, das war mal fein, besser als jetzt das Lagerbier.

Mein alter Meister machte mich dagegen wieder schlecht. Er hatte nämlich wieder getrunken. Als wir auf dem Rückweg sind, schmeiße ich ihm sein Gewehr hin und laufe nach Mühlberg zurück. Ich gehe gleich in die Schenke und frage, ob Heinrich Dehnert — so hieß der Rettbacher Meister — noch da sei. Der Kellner möchte ihm bestellen: Ein Junge ist draußen. Er kam aber gleich. Richtig! Ich bin durchgebrannt! „Das ist recht; komm herein! Hast du Hunger?" „Ja." Den ganzen Nachmittag blieben wir noch in Mühlberg. Ich mußte einen Teller voller Wurst essen und ein Maß einfach Bier trinken.

Dann gings zur Mutter. Er wohnte gleich neben der Schenke. Er bezahlte alles. Zu Hause fragte er, ob das Bett, das in der Oberstube in Reserve stände, zurechtgemacht sei. „Was ist da?", fragt die Frau. „Das geht dich nichts an." „Junge, zieh dich aus; morgen früh wirst du schon geweckt werden!"

Zum Arbeiten am anderen Morgen fehlten mir aber die alten Kleider, die noch in Seeberg waren. Der alte Meister wollte sie zwar nicht hertun; er mußte sie aber doch herausrücken, weil er mich zu schlecht behandelt hatte und mir nichts antun konnte. Nach einem Jahre wurde ich auch wirklich Geselle und habe noch bei ihm bis zum Militär gearbeitet.

Mitunter war ich auch mal zu Hause. Noch vor meiner Soldatenzeit habe ich doch im Hafttal zwei Rehe auf einen Schuß getroffen. Damals war noch nichts verpachtet. Wer ein Gewehr tragen konnte, durfte außerhalb des Waldes sich etwas schießen.

Die Hauptwildschützen waren damals Johannes Werner, Philipp Schaffenberger, und der alten Brungräber ihr Mann. Von meinem Meister her war ich auch ein guter Schütze.

Es war Heiligabend vor Kirchweih. Da fragen sie: „Habt Ihr schon was zum Feste geschossen? Der Schwager sagt zu mir: „Du mußt mit, du kannst gut schießen! Nimm eine Doppelflinte, eine mit Schrot, eine mit Kugel." Wir alle vier hinein und verteilen uns. Aber wir sahen keine Krate. Es schlug zusammen in die Kirche, da gingen die drei Anderen weg. Ich aber sage: Ich gehe nicht eher heim, bis ich einen Braten habe!

Die Kirche war angegangen. Auf Lützes Wiese war ein großer Rasenhaufen, dahinter leg ich mich mit meinem Gewehr. Da kommt vom Schorn her eine Herde Rehe, 18 hintereinander. Sie gingen übers Hafttal, von meinem Haufen etwa 24 Schritt entfernt, hinüber nach dem Schiedsrasen und der Schallerswiese. Ich schieße dazwischen und treffe zugleich einen Bock und ein Reh. Es paßte grade, daß zwei gegeneinander zurückgeblieben waren. Ich hatte beide in die Weiche getroffen. Das eine sprang in die Höhe und war tot. Das andere war verwundet. Das tote steche ich ab und bringe es in die Büsche. Dann gehe ich der Blutspur nach, die ins Astles führt. Am Teich war das Reh zusammengestürzt. Auch das wird abgestochen. Flinte aufgehangen, heim.

Da trinken die drei Brüder Schnaps. „Schafft einen Schubkarren. Ich hab geschafft!" „Du Lügenwanst!" „Ich habe sogar zweie." Lügner schimpft mich mein Schwager: „Halte uns nicht zum Narren." Da muß ich selbst den Karren nehmen und fuhr in die Ziegelhütte. „Weiß Gott, er hat geschafft." Die Rehe werden aufscharpiert, Lunge und Leber herausgenommen und in einer großen Pfanne zurechtgemacht. Da hatten wir unsren feinen Festbraten!

Kurz, ehe ich unter die Soldaten kam, — ich hatte schon als Schmied ausgelernt — komme ich mal aus dem goldenen Hirsch von Keiners und hatte etwas getrunken. Zwischen Sturms und Jungsgarten, wo das Wässerle fließt, lag etwas im Weg, nicht ein Mensch. Was es war, wußte man nicht. Ich habe oft mit den Füßen dran gestoßen. Ich sage dabei: Kreuzdonnerwetter. Da gibt es mir doch aber einen solchen Stoß in den Nacken, daß ich sogleich in unser Haus, in dem jetzt Ecksteins wohnen, hineinfalle. Aber ganz ebenso ists meinem Schwager und meinem Bruder ergangen.

So was kommt vor. Bei Wegrichs Haus in der Nähe unsres Lichtenautales zwischen der Hemmingswiese und dem Heuloch habe ich und mein Sohn Christian, als er bald aus der Schule kam, später ein weißes Schäflein gesehen. Es lief den Berg immer hinauf. Wenn mein Sohn, der nachlief, zugriff, dann wars verschwunden. Es schrie aber nicht. Erst war das Schäfchen an mir vorbeigehuscht. Ich hätte es prüfen müssen, aber ich heppte grade Reisig vom Wagen ab.

Und meine Frau hat ganz bestimmt bei Krells ein weißes Männle oder eine weiße Jungfer in der Mitternacht bei hellstem Mondenschein gesehen. Die Gestalt hat eine rote Kapuze auf dem Kopf gehabt! [V G Kirchner]

Evangelisch-sozialer Kongreß in Essen

1

Die Leser können Baumgarten und dem Kongreß gratulieren. Der neue Präsident hat sich in Essen trefflich eingeführt, und er hat Glück gehabt. Wenn Schwierigkeiten mit der Vorbereitung der Tagung verbunden waren, wenn eine ganze Gruppe in der evangelischen Gemeinde des Kongreßorts sich durch die Weigerung der Altstädter Kirche von vorn herein auf den Widerspruch zum Kongreß festgelegt hatte: der Kongreß selbst zog glücklich seine Bahn. Besuch, Stimmung war sehr gut, und zum Schluß lohnte das sichtliche Gelingen eine mutige Einladung nach Hamburg fürs nächste Jahr. Harnacks Rücktritt vom Präsidium bedeutete natürlich eine Krisis. Sein Nachfolger hat in seiner Eröffnungsrede dem ein Denkmal gesetzt, was Harnack dem Kongresse war und — auch noch sein wird. Wir kommen darauf noch zurück. Daß er zum Ehrenpräsidenten des Kongresses erwählt wurde (wie zuvor Nobbe und Adolf Wagner), verstand sich von selbst. Es wirkte sehr, daß er wenigstens zu Anfang der Essener Tagung zugegen war und am Begrüßungsabend uns noch einmal eine ernste Ansprache hielt. Aber Le roi est mort, vive le roi! Also große Spannung natürlich auf das Debut des neuen Vorsitzenden.

Nur von seiner Eingangsrede heute ein Wort. Nachdem Baumgarten Harnacks eingehend gedacht, schaute er zurück auf das verflossene Jahr, seine sozialpolitischen Ereignisse, insbesondere die Reichstagswahl. Er ist durchdrungen von der äußeren und inneren Gefahr, mit welcher „die mit unserm Staat und unsrer kirchlich-nationalen Kultur zerfallene Partei" die Nation bedroht. Aber er will den Kongreß nicht zum Orte politischer Aussprache machen, will der Vereinigung seine eigene politische Meinung nicht aufdrängen. Er bekennt sich zu vier Grundgedanken, die sich dem Kongreß als Maßstäbe evangelisch-sozialen Urteilens und Verhaltens im Lauf seiner zweiundzwanzigjährigen Dauer bewährt haben:

1. Adolf Wagner hat uns immer wieder daran gemahnt, alle unsere Betrachtungen der Lage und Forderungen der Reform unter die Bitte des Vater-Unsers zu stellen: „Führe uns nicht in Versuchung!" Daraus ergibt sich die erste Pflicht des Christen, der in seinem Gebet wahrhaftig sein will, die Quellen der Versuchungen zu erkennen und, soweit er vermag, zu verstopfen. Das ist es, weshalb wir unsere Nationalökonomen als das solide Rückgrat unsers Kongresses betrachten; wir erwarten auch diesmal wieder von ihnen, daß sie uns über das wertlose Seufzen und Stöhnen über Volksverderbnis und Volksverführung hinausführen zu einer klaren Einsicht in die wirtschaftlichen, vor allem aber auch in die ideellen Zusammhänge der Nöte, die wir beklagen. So allein gewinnen wir einen festen und bestimmten Angriffspunkt zur Ausschaltung der Fehlerquellen. Und statt uns billig zu entrüsten, erfüllen wir uns mit der Empfindung für die tragischen Verwicklungen, die Tausende unserer wertvollsten Volksgenossen ins Lager der Verneinung drängen.

2. Dörries hat die Gedanken, mit denen ihn der Blick auf unsere heutige Volksnot erfüllt, unter das Wort gestellt: „Ich glaube an die Vergebung der Sünden." Wenn wir ihm darin folgen, so verläßt uns alle Lust, über Andere zu richten und uns zu erregen, und wir fangen damit an, uns selbst zu richten und die Mitschuld der ganzen Nation, auch der führenden und regierenden Kreise an der Verhetzung des Volkes zu erkennen. Und wie nahe liegt doch heute die Einsicht, daß die Versündigung so vieler Leute von Bildung und Besitz (und gerade in dem befestigten Besitz) gegen die Gesetze der ausgleichenden Gerechtigkeit, das ungehemmte Waltenlassen der Selbstsucht und Selbstschonung statt des Noblesse oblige in der Steuergesetzgebung einen erheblichen Anteil hat an unserer Misere! Die solidarische Haftung des Ganzen für die Sünden der Volksglieder — das ist der zweite Grundsatz evangelisch-sozialer Gesinnung.

3. Der Evangelisch-soziale Kongreß läßt sich nicht ein auf den theologischen Streit: „Was dünket euch um Christus? wes Sohn ist er?" Aber er richtet all sein Tun vor dem Bilde des großen Samariters, der uns die Frage aufdrängt: Welcher ist nun der Nächste geworden dem, der unter die Mörder gefallen ist? Er läßt sich mahnen durch das Beispiel seines ersten Generalsekretärs Göhre, der aus Jammer mit dem Volk so tief in den Abgrund der sozialen Gegensätze hinabgestiegen ist, bis er den Aufstieg zu uns nicht mehr fand, daß der Wert eines Mitarbeitens an der sozialen Not nicht in der Klarheit und wohl abgewogenen Besonnenheit theoretischer Einsichten, auch nicht in die Grenzen des politischen und ethischen, des sozial-technischen Gesinnungsgebietes, sondern allein in der Aufopferung für das Volk liegt, das sich enterbt fühlt. Viele von uns vermögen weder den alten National-Sozialen noch den Christlich-Sozialen zu folgen auf ihrem Wege; wir Alle aber lieben die selbstlosen Männer, die da hinabsteigen und suchen heraufzuholen, wen sie fassen können, weil sie müssen und weil sie es in Jesu Schule verlernt haben zu fragen: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?" und ihr Verhalten einzurichten nach Verdienst oder Schuld der Andern.

4. Ueber alle andern Wege zur Abhilfe stellen wir aber den christlichen Weg der Liebe. „Die Liebe glaubet alles, sie hoffet alles." Es gibt unter unsern Politikern und Industriellen, ja selbst unter unsern Geistlichen so viele hoffnungslose Leute, die uns verbieten wollen, an eine Mauserung der Sozialdemokratie, an eine Wiedergewinnung der arbeitenden Massen für die Ideale des Deutschtums und des Christentums zu glauben. Ja, da müssen wir doch fragen: Was soll uns solcher Nihilismus? Wie kann solch liebloses Verzweifeln an der Seele unseres Volkes sich halten vor dem Bilde des Erlösers, der an seinem Volk nicht verzweifelte, als es ihn kreuzigte? Wer verzweifelt und tatlos zuschaut, der hat nie geliebt. Wir aber stehen fest im Glauben und in der Liebe, und darum arbeiten wir, ohne zu verzweifeln. Wir folgen darin dem großen schottischen Propheten, der uns so oft begeistert und verpflichtet hat: Wir heißen euch hoffen!

5. In diesem Zeitalter des Automobils und der Flugmaschine, der sich geradezu überstürzenden Entdeckungen verlernen so Viele zu rechnen mit den langen Fristen, die große Kultur- und Gesinnungsverschiebungen brauchen, um sich mit dem alten Kulturbestand auszugleichen. Aber um so nötiger ist die stete Wiederholung der Parole, die einst unser warmherziger Freund Paul Drews uns beweglich zurief: Mehr Herz fürs Volk! mehr Glauben ans Volk! das Volk liebt seine Idealisten!

Wir wollen bleiben ein Bund der Suchenden und der Hoffenden, die gegenüber allen Enttäuschungen sich sagen: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben! und gegenüber den harten Gesetzen der Wirklichkeit auch wieder sagen können: Selig sind, die da sehen und doch glauben! R

Verschiedenes

Völkerfriede? Ein Streitgespräch von Walther Nithack-Stahn. Verlag der deutschen Friedensgesellschaft, Stuttgart, Neckarstraße 69. 15 Pfg.

Wir möchten das klar durchdachte und bekenntnismutige Büchlein Herrn Prorektor Fabricius, der die Friedensfreunde als Einfaltspinsel verschrie, und Herrn General Deimling, der sie als Feiglinge brandmarkte, zur Feierabendlektüre empfehlen; sie könnten daraus die Achtung lernen, die man auch dem Gegner schuldig ist. Bei aller Ueberzeugungstreue, mit der Nithack-Stahn die weiße Friedensfahne verteidigt, ist er doch gerecht genug, auch die Gründe des entgegengesetzten Standpunkts zum Wort kommen zu lassen. Schon die Form des Streitgesprächs hat das mit sich gebracht; zugleich ist diese Form aber auch ein Hinweis darauf, daß wir es hier mit einem „Zeichen, dem widersprochen wird", zu tun haben. Der Sieg in dem entbrannten Kampf wird sicher dem gehören, der die größte Dosis moralischen Muts aufzuwenden hat, und Nithack-Stahn, der sich mit künstlerischem Schaffensdrang schon an das Größte wagte, was ein Dichter und ein Menschenfreund in Angriff nehmen kann, hat Mannesmut genug, um Prorektoren und Generalen zu trotzen. Davon ist diese kleine Schrift ein sprechender Beweis.
Otto Umfrid

Napoleon auf Sankt Helena. Von Hudson Lowe. (Kulturgeschichtliche Dokumente Band I.) Stuttgart, Schwabacher'sche Verlagsbuchhandlung 1910. 219 S. Mit 3 Tafeln und einem Plan. 4 Mk.

Kein erfreuliches, aber ein recht lesenswertes Buch, das uns mit größter Anschaulichkeit die Lebensbedingungen des gefangenen Napoleon vor Augen führt. Man begreift, daß Lowe, dieser beispiellos schikanöse Kerkermeister, nach dem Tode Bonapartes unmöglich war, wohin er auch kam; in London, Ceylon, Bombay, St. Mauritius, überall wurde er von der Gesellschaft geächtet, vom Pöbel wie ein wildes Tier gehetzt, ja mit Steinen und Kot beworfen. Seite 183 f. und sonst finden sich interessante Aeußerungen Napoleons über Religion und Kirche.
Heussi

David Livingstone. Ein Pionier des schwarzen Erdteils. Für Jugend und Volk erzählt von Johannes März. Leipzig, Otto Spamer 1911. 278 S. mit 43 Abbildungen. 3, gebunden 4 Mk.

„Persönlichkeiten wie Livingstone verlieren auch bei den kommenden Geschlechtern ihre Bedeutung nicht, und die Wirkung seiner Forschungen reicht bis in unsere Gegenwart hinein. Sind doch noch heute viele seiner Feststellungen durch neuere Untersuchungen nicht übertroffen, haben doch die neueren Afrika-Expeditionen, alle mehr oder weniger den Spuren Livingstones folgend, auf dem von ihm errichteten Grund weitergebaut. Eine kurze Darstellung des Wirkens dieses Mannes kann daher auch berechtigten Anspruch auf Beachtung erheben." So schreibt der Verfasser, Johannes März, in seinem Vorwort, und er hat Recht. Das Buch gibt sich als eine Bearbeitung der Aufzeichnung Livingstones selbst; er selber sollte reden, er selber sollte erzählen von den Gefahren, die er überwunden hat; die afrikanische Welt, wie sie ihm erschien, sollte den Lesern vorgeführt werden. Unter diesem Gesichtspunkt, heißt es weiter in der Vorrede, möge der Leser das Buch in die Hand nehmen. Diesem Grundsatz der Darstellung und dieser Empfehlung möchte ich mich anschließen. Es ist trotz der Bearbeitung mitunter eine fast verwirrende Fülle afrikanischer Namen und Details, die dem Leser begegnen, aber je weiter er liest, desto deutlicher und ergreifender hebt sich aus den Einzelheiten die Gestalt eines großen Mannes, eines Helden empor. Um dieser Wirkung willen muß ich das Buch ebenso sehr empfehlen, wie wegen des gerade zeitgemäßen afrikanischen Stoffes. Paul Rohrbach

Kleine Mitteilungen. Zu dem offenen Briefe des Herrn Pastors Köster in Hamburg noch dies. Ich bin trotz aller Anerkennung der Lutherschen Gedanken, die er so tapfer vertritt, in praxi ein entschiedener Anhänger der Sulzeschen Bestrebungen, und in diesem Sinne hat seit ihrem Bestehen die Christliche Welt Stellung genommen. Ich habe 1908 Nr. 48 Sp. 1169 in diesem Sinne eine Konferenz vorgeschlagen, wie sie inzwischen unter Stock und Schian begründet ist und vor kurzem in Erfurt getagt hat. Ich freue mich, daß in Erfurt endlich beschlossen wurde, was ich 1908 a. a. O. vor allem begehrt habe, nämlich eine Enquete über die Frage: Wieweit ist das Sulzesche Gemeindeideal verwirklicht? Herr Pastor Köster wird zugeben, daß diese Tatsachenfrage auch für die Einschätzung der Prinzipien von Gewicht ist, die er vertritt. Wir wünschen also der in Erfurt versprochenen Statistik (vergl. Nr. 19 Sp. 454 f. d. J.) eine baldige glückliche Ausführung.

Unter die Erinnerungen unsers Thüringer Ziegenhirten schreiben wir mit Schmerzen Schluß. Sie setzen sich noch lange fort und werden erst recht interessant. Aber woher den Raum nehmen? Vielleicht können wir doch noch einige ausgewählte Stücke mitteilen.

Herr Pastor Le Seur schreibt uns:

„In Nr. 20 Sp. 479 ist eine Mitteilung des Herrn Pastor Lorenz auf dem Allgemeinen Positiven Verband erwähnt: ich sei nicht mehr zur Gemeinschaft nach Lübeck gebeten, weil ich den alten Inspirationsgedanken nicht mehr vertrete. Damit ist eine ganz private Mitteilung der Oeffentlichkeit übergeben, was ich sehr bedauere. Zur Sache möchte ich bemerken, daß ich falsch unterrichtet war, als ich Pastor Lorenz das in meiner Studierstube erzählte, denn ich bin inzwischen wieder zu Vorträgen nach Lübeck eingeladen (übrigens wie immer vom Christlichen Verein Junger Männer, nicht von der Gemeinschaft). Meine Stellung zur Schrift habe ich vor Jahr und Tag in meinem kleinen Buch »Herrscher, Herrsche!« ausgesprochen. Ich bedauere jene Aeußerung des Herrn Pastor Lorenz umso lebhafter, als sie nur Verstimmungen stärken oder wecken kann. Was soll das?"

Zur Beurteilung der Blumentage erhalten wir aus Kopenhagen freundliche Auskunft:

„Sie fragen in Nr. 22, wie es eigentlich mit dem Kinderhilfstag in Kopenhagen steht. Ich bin nur ein gewöhnlicher Zuschauer gewesen, habe natürlich vieles nicht mitgemacht, möchte aber antworten: Dieser »Tag« ist uns wertvoll, nicht nur um des Geldes willen, sondern weil er eine gute, freigebige, heitere Gesinnung hervorruft und die ganze Stadt vereinigt von der »Inneren Mission« (bei uns etwa = Pietisten, Gemeinschaftsleute) bis zu den Sozialdemokraten. 1911 gab es des Gaukelspiels zu viel; so konnte es nicht weitergehen, falls die ersteren Kreise teilnehmen sollten. Aber 1912 hat das Komitee mit strafferen Zügeln regiert, und soweit ich weiß, hat diesmal Niemand Anstoß genommen; nur waren gewisse Blätter zornig, daß es nicht lustig genug zuging."

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Altona. Montag 10. Juni 4 Uhr im Kaiserhof: Unsere Stellung im Kampf gegen den Alkoholismus. Pastor v. Wicht in Garstedt.

Lüttringhausen. Montag 10. Juni 5 1/4 Uhr im Düringer Hof: Renaissance und Reformation (nach Wernle). Professor Lammers-Solingen. Gäste willkommen!

Versammlungskalender

10.—12. Juni	Schweizerische reformierte Predigergesellschaft Liestal
12.—15. "	Deutscher Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke Beuthen
16.—18. "	Kolonial-Missionstage Kassel
24.—27. "	Allgemeiner Fürsorge-Erziehungstag Dresden
24.—27. Juli	Europäische Jugendbundkonferenz Christiania
22.—27. August	Internationaler Kongreß für moralische Erziehung Haag
9.—13. September	Internationaler Kongreß für Religionsgeschichte Leiden
23.—25. "	Gustav-Adolf-Verein Posen

Chronik der Christlichen Welt

J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 22. Aus Rußland — Kongreß des Allgemeinen positiven Verbandes — Verein für religiöse Erziehung — Das Duell — Der Kredit der wissenschaftlichen Theologie — Unionsversuche in Schottland — Die österreichische Uebertrittsbewegung im Jahr 1911 — Verschiedenes: Kirche und Bodenreform; Religiöse Films; Noch immer Fall Kraatz; Beichtzwang in Bayern; Matth. 13, 24—30; Ländlich-sittlich; Universität Frankfurt; Theologische Konferenz für Sachsen und Anhalt; Keplerbund; August Scherl und Gustav Adolf; Yankee doodle; 1. Mose 6, 3; Synagogengemeinde Berlin; Reformationsjubelspende; Unbeabsichtigte Wirkung; Evangelisches Reichsgesangbuch; Pfarramt und Journalistik.

Welcher der Herren Amtsbrüdrr hat Lust, in der Zeit von Anfang Juli bis Mitte September in dem herrlich gelegenen Thermalbad **Hofgastein** (an der Tauernbahn) als

evangelischer Kurprediger

einige Sonntagspredigten zu übernehmen? Die Kurverwaltung gewährt den Kurpredigern Befreiung von Kur- und Badetaxe.

Gefällige Antworten an **Friedrich Volz,** evangelischen Vikar in **Hallein** (Salzburg); über Wohnung, Kurleben und dergleichen erteilt die Kurkommission Hofgastein Auskunft.

Hedwig Clotz
Gustav Wenderoth
Verlobte
Gießen **Frankfurt a. M.**

Zur **alsbaldigen Vertretung** eines erkrankten Pastors wird für einige Monate ein **Vikar** gesucht. Gefällige Mitteilungen erbeten an **H. A.** Pfarramt Altstrunz, Post **Salisch,** Kreis Glogau.

Hilfsprediger
gesucht in **Naumburg**-Saale. Gehalt 2100 Mk. Auskunft erteilt Pastor **Block, Naumburg**-S.

Die **Vikarstelle in Grulich** (Böhmen) ist sofort zu besetzen. Auskunft erteilt **Pfarrer Claus in Trautenau.**

Venedig Christ. Hospiz. Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Gottes Güte schenkte uns einen gesunden
Jungen.
Cüstrin, Pfingsten 1912
Pastor Goetze und **Frau Else, geb. Kleine**

Einfaches, gebildetes Fräulein, nicht unter 25 Jahren, als
Stenotypistin
gesucht. Verlangt wird eine im Stenographieren und Maschinenschreiben durchaus gewandte Arbeiterin, welche Autorität zur Beaufsichtigung des Schreibzimmers besitzt. Gehalt nach Uebereinkunft. Meldungen unter Beifügung von Zeugnisabschriften und Lebenslauf an **Erh. Aug. Scheidt, Kettwig a. d. Ruhr.**

Familienpension **Quisisana**
Braunfels (Lahn)
Zimmer mit Verpflegung
von 3.50 Mk. an.

Das Meadville Theologische Seminar

Meadville, Pa. U. S. A.

Günstige Vorbereitungsstätte für das moderne Pfarramt. Keine konfessionellen Bedingungen. Lehrplan nach Muster der deutschen theologischen Fakultäten umfaßt: Theologie, Philosophie, Soziologie, Kirchengeschichte, Altes und Neues Testament, Vergleichende Religionsgeschichte und andere Zweige der theologischen Wissenschaft. Spezieller Lehrstuhl im Deutschen für Homiletik und praktische Theologie. Deutsche Studenten stets willkommen. Genauere Auskunft erteilt

Prof. Carl F. Greve, Meadville, Pa., U. S. A.

Soeben erscheint:

Ueber monistische Ethik

Eine Abwehr

Vortrag vor der Friedrichrodaer evangelischen Gemeinde gehalten am 22. März 1912

von

G. Fraedrich

56 Seiten. Preis 80 Pfg. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder nach Einsendung von 90 Pfg. direkt vom

Verlag der Christlichen Welt, Marburg a. d. L.

Moderne Predigten!

Die Idee von Ostern

Predigt

gehalten in der St. Katharinenkirche zu Frankfurt a. M.

von

Pfarrer W. Veit

Preis 20 Pfg.

Wo war der „liebe Gott" beim Untergang der „Titanic"?

Predigt

gehalten in der St. Katharinenkirche zu Frankfurt a. M.

von

Pfarrer W. Veit

3. Auflage

Preis 20 Pfg.

Verlag von Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M., Hochstr. 29

Die Töchterheime des Ev. Diakonievereins **Cassel-Wilhelmshöhe**, Lindenstraße und **Cassel-Brasselsberg**, Heime für Töchter gebildeter Stände mit hauswirtschaftlicher Ausbildung und wissenschaftlicher Weiterführung.

Prospekte wie nähere Mitteilungen durch den **Vorstand des Ev. Diakonievereins, Berlin-Zehlendorf, Frl. Elisabeth zu Strohe, Cassel-Wilhelmshöhe** und **Frl. Aug. Muns in Cassel-Wilhelmshöhe am Brasselsberg.**

Bleyle's Knaben-Anzüge

aus besten, reinwollenen elastisch-porösen Stoffen sind **gesundheitlich von höchstem Wert.**

Ausserordentlich haltbar daher billig!

Vorzüglicher Sitz! Elegante Formen!

Kataloge von allen Verkaufstellen gratis!

Nächstgelegene Verkaufstelle zu erfragen durch die Fabrik WILH. BLEYLE, Stuttgart.

Seite 18 des Kataloges wird besonderer Beachtung empfohlen.

Bleyle's Knaben-Anzüge

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Religionsgeschichtliche Volksbücher

für die deutsche christliche Gegenwart

Herausgegeben von

Friedrich Michael Schiele

Drei neue Volksbücher

Als letztes Heft des Jahrgangs 1911 ist erschienen:

Franz von Assisi

von

Oberlehrer **Dr. Ulrich Peters**

IV. Reihe, 18. Heft. Mk. 0.50, gebunden Mk. 0.80

Jahrgang 1912 beginnt demnächst mit folgenden zwei Heften zu erscheinen:

Die Aufklärung

von

Professor **Lic. Heinrich Hoffmann**

IV. Reihe, 19. Heft. Mk. 0.50, gebunden Mk. 0.80

Der Ausgang der Prophetie

von

Privatdozent **Lic. Max Haller**

II. Reihe, 12. Heft. Mk. 0.50, gebunden Mk. 0.80

In der **Bandausgabe** können die einzelnen Reihen auch in handlichen Bänden zusammen bezogen werden. Folgende gebundene Sammelbände liegen vor:

Die Religion des Neuen Testaments. I. Reihe
I., II. und III. Band

Die Religion des Alten Testaments. II. Reihe
I. und II. Band

Allgemeine Religionsgeschichte. Religionsvergleichung. III. Reihe
I. und II. Band

Kirchengeschichte. IV. Reihe
I. und II. Band

Weltanschauung und Religionsphilosophie. V. Reihe
I. Band

Jeder Band kostet Mk. 3.60

Aus einer Besprechung von Pastor H. Pankow in der „Deutschen Schule" März 1912: Eine sehr schöne Neuerung hat auf Wunsch zahlreicher Abonnenten der Verlag mit der neuen Bandausgabe eingeführt. Je 5—10 Hefte einer Reihe sind da zusammengebunden. Sehr praktisch ist, daß schon von außen an der wechselnden weißen und dunklen Farbe des Schnitts die einzelnen Hefte des Bandes zu erkennen sind. Die Bände sind sehr handlich und hübsch in Leinen gebunden und kosten 3,60 Mark. Der buchhändlerische Erfolg der religionsgeschichtlichen Volksbücher dürfte auf ähnlichem Gebiet nicht seinesgleichen haben. Sind doch bis Ende 1910 nicht weniger als rund 345 800 Hefte, die Doppelhefte noch dazu nur als ein Heft gerechnet, verkauft worden. Es ist ein Siegeszug auch in dieser Hinsicht. Rastlos sind Herausgeber und Verleger an der Arbeit, neue Mitarbeiter zu gewinnen und die Sammlung zu vervollständigen. Und das sei ausdrücklich vermerkt: es geht hier nicht, wie sonst bei Serienunternehmungen, daß erst gute Sachen kommen, dann aber immer geringere; gerade unter den letzten Erscheinungen sind einige ganz ausgezeichnete Leistungen.

Probenummern versendet unentgeltlich der Verlag der Christlichen Welt.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.

Hierzu als Beilage ein literarischer Prospekt von der Verlagsbuchhandlung B G Teubner in Leipzig (Neue wertvolle Bücher)